1,30 DM / Band 60
Schweiz Fr 1.50 / Österr. S 10,-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark





Der Geisterfahrer

John Sinclair Nr. 60

von Walter Appel

erschienen am 28.08.1979

Titelbild von Josep Martí Ripoll

Sinclair Crew

Der Geisterfahrer

»Wir unterbrechen unsere Sendung für eine wichtige Durchsage. Auf der A3 in Fahrtrichtung Köln kommt Ihnen zwischen Camberg und Idstein ein Fahrzeug entgegen. Bitte halten Sie sich rechts, und warnen Sie den Geisterfahrer durch die Lichthupe! Sobald die Gefahr vorüber ist, melden wir uns wieder. – Weiter geht’s mit Musik.«

Berthold Deitz hatte Angst. Schweißnaß saß er am Steuer seines Opel Commodore. Er sah die tödliche Gefahr. Aber er wußte nicht, daß der Geisterfahrer ein Dämon war.

Wie ein Roboter saß er hinterm Steuer. Seine Augen fixierten starr die Horrorerscheinung, in deren Bann er geraten war, als er sich der Autobahnauffahrt Camberg näherte.

Er hatte nach Kassel gewollt, aber dann war er dem Spuk von einer Sekunde zur anderen willenlos gefolgt. In die verkehrte Richtung, zu einer gespenstischen Amokfahrt, die tödlich enden mußte.

Im Slalom wich der Spuk, ein roter Wagen von undefinierbarer Marke, entgegenkommenden Fahrzeugen aus. Berthold Deitz folgte dem Geisterwagen in knappem Abstand. Er sah Scheinwerfer aufblinken, hörte Hupen gellen.

Der kalte Schweiß troff ihm von der Stirn. Er mußte dem Geisterfahrer vor ihm ins Verderben folgen. Es war ein Geisterfahrer im wahrsten Sinne des Wortes. Ein unheimlicher grünlicher Schein umgab zeitweise sein Fahrzeug. Statt eines Nummernschilds hatte er einen grinsenden Totenschädel an der hinteren Stoßstange.

Auf dem Fahrersitz saß eine Gestalt mit schwarzem Umhang und schwarzer Kapuze. Berthold Deitz sah sie nur von hinten, und er war der einzige, der Geisterfahrer und Geisterwagen erblickte. Die anderen Verkehrsteilnehmer sahen nur den Wagen des Architekten.

Die Reifen kreischten bei dem Todesslalom, den der Geisterfahrer und sein Opfer fuhren. Wie durch ein Wunder war noch nichts passiert. Manche Wagen hielten jetzt auf dem Parkstreifen. Andere wurden von den Haltenden durch Blinkzeichen und gellendes Hupen gewarnt.

Die Autobahn gehörte dem Geisterfahrer. Dem Dämon und seinem angstgeschüttelten Opfer. Der Tachostrich des Opel Commodore stieg fast bis 180 Stundenkilometer. Berthold Deitz sah es nicht, starr hing sein Blick an dem Geisterwagen.

Der HR 3 sendete immer wieder die Warnung vor dem Geisterfahrer. Berthold Deitz hörte nur ganz leise die Durchsagen und die Fahrt- und Motorengeräusche seines 130-PS-Wagens. Eine geisterhafte Melodie klang in seinen Ohren.

Eine Kälte, die nicht von dieser Welt stammte, umfing Ihn. Er hatte mit seinem Leben abgeschlossen. Nicht einmal zittern konnte er, so sehr stand er im dämonischen Bann.

Knapp acht Minuten dauerte seine Horrorfahrt. Ihm erschien es wie eine Ewigkeit. Aus dem Augenwinkel bemerkte er das flackernde Blaulicht eines Polizeiwagens am Autobahnrand, er raste vorbei. Über ihm knatterte ein Polizeihubschrauber, Berthold Deitz hörte ihn nicht.

Seine letzten Gedanken galten seiner Frau und seinen Kindern. Er verfluchte das grausame Horrorwesen. An der Autobahnauffahrt Idstein errichteten Polizeiwagen eine Sperre. Drei Polizeifahrzeuge standen quer über der Fahrbahn und blockierten sie. Die Blaulichter rotierten, Sirenen gellten.

Der Geisterfahrer mußte unbedingt gestoppt werden.

Das Ende kam, als ein Busfahrer aus Limburg, der auf einem Autobahnparkplatz ein Nickerchen gehalten hatte, sein Fahrzeug auf die A 3 steuerte. Er saß allein in dem Bus. Er rieb sich die Augen, er hatte es eilig, denn sein Nickerchen hatte zu lange gedauert.

Sein Chef, der Eigentümer eines Reiseunternehmens, würde ihm den Marsch blasen. Der immer noch verschlafene Fahrer achtete nicht darauf, daß die Autobahn in seiner Richtung völlig leer war und mehrere Fahrzeuge am Fahrbahnrand hielten.

Er sah auf die Uhr am Armaturenbrett. 21 Uhr 47 war es. Jetzt fiel dem Busfahrer das heftige Scheinwerferblinken der haltenden Wagen auf. Was soll denn der Blödsinn? dachte er.

Genau in dieser Sekunde raste Berthold Deitz an ihm vorbei. Der rote Geisterwagen fuhr genau auf die Busscheinwerfer zu.

Der Busfahrer sah für einen Moment schemenhaft den Geisterwagen, dahinter den auf ihn zuschießenden Geisterfahrer Berthold Deitz mit seinem Fahrzeug. Er schrie auf und wollte auf die Druckluftbremse treten.

Vor Berthold Deitz, wenige Meter vor dem Omnibus, löste sich das rote Geisterfahrzeug von einem Augenblick um anderen in Nichts auf. Es verschwand.

Deitz' Lähmung wich. Er hatte noch anderthalb Sekunden, viel zu wenig, um etwas zu ändern. Sein Opel Commodore raste wie ein Geschoß auf den Bus zu, dessen Front dem Geisterfahrer wie das Tor des Todes erschien.

Berthold Deitz schlug die Hände vors Gesicht. Dann kam der fürchterliche Frontalzusammenstoß.

***

»Ein Toter und ein Schwerverletzter«, sagte Kommissar Mallmann zu uns. »Der Opel Commodore knallte frontal gegen den Bus. Der Opel fuhr etwa 180, der Bus um die 70 Stundenkilometer, als es passierte. Der Handelsvertreter Berthold Deitz starb auf der Stelle, der Busfahrer ist inzwischen außer Lebensgefahr. Aber er wird mindestens noch sechs Wochen im Krankenhaus liegen müssen.«

Wir saßen in der Cafeteria der Ankunftshalle A des Rhein-Main-Flughafens am Tisch. Vor wenigen Minuten war unsere Maschine, von London kommend, in Frankfurt gelandet. Kommissar Mallmann, meine alter Freund beim Bundeskriminalamt, hatte Suko und mich am Flugsteig abgeholt.

Durch ihn sparten wir die Zollkontrolle. Denn wir waren vom BKA offiziell bei New Scotland Yard angefordert worden. Kommissar Mallmann legte Hochglanzfotos vor uns auf den Tisch.

Darauf sahen wir das völlig zertrümmerte Wrack des Opel

Commodore, einen Blechhaufen, der kaum noch an ein Auto erinnerte. Der Bus stand quer auf der Autobahn, die Front war nur noch ein zerbeultes Blechgewirr. Streifenwagen, ein Rettungshubschrauber, in den Sanitäter gerade die Bahre mit dem schwerverletzten Busfahrer verluden, und Polizisten waren noch auf den Fotos zu sehen.

Der Busfahrer hatte ungeheures Glück gehabt, daß er am Leben geblieben war. Das Autowrack lag vierzig Meter von dem Bus entfernt neben der Autobahn.

»So geschehen vor drei Tagen auf der A 3«, sagte Will Mallmann. »Um 21 Uhr 47.«

Ich gab die Fotos zurück.

»Geisterfahrer, also Leute, die auf der Autobahn in der falschen Richtung fahren, gibt es in jedem Land. Viele Fälle passieren nachts. Besonders an Autobahnbaustellen geschieht es, daß unaufmerksame oder unerfahrene Fahrer auf die falsche Fahrspur geraten. Oder sie nehmen die Ausfahrt statt der Einfahrt. Ausländer und Betrunkene stellen einen hohen Prozentsatz des Geisterfahrerkontingents. Aber du glaubst, in diesem Fall sind andere Ursachen im Spiel, Will?«

»Das glaube ich nicht nur, das weiß ich, John. Paß auf, das ist der dritte Fall binnen vier Wochen in einem kleinen Gebiet. Alle drei Geisterfahrten spielten sich in einem Umkreis von vierzig Kilometern um den Feldberg herum ab. Die drei Unfälle passierten alle auf den Taunusstrecken.«

Vier Todesopfer, zwei Schwer- und einen Leichtverletzten hatten die drei Geisterfahrten gefordert. Die Bilanz hätte wesentlich schlimmer aussehen können. Jedesmal gaben Polizeibeamte und Unfallzeugen hinterher an, eine riesige schwarze Gestalt über der Unfallstelle gesehen zu haben.

Schwarz gekleidet, mit einem schwarzen Totenschädel und gleißenden weißen Augen. Fünf Minuten sollte diese Horrorerscheinung über dem Unfallort gestanden haben, riesig und drohend.

»Zunächst wurden diese Aussagen als barer Unsinn abgetan«, sagte Mallmann. »Die Presse erwähnte nichts davon. Selbst die Zeugen glaubten an eine Sinnestäuschung. Beim zweiten Unfall wurde ich informiert. Dann passierte der dritte, da schickte ich das Fernschreiben an Superintendent Powell.«

Die schwarze Gestalt war auf keiner Fotografie zu sehen. Die Hochglanzbilder zeigten als Hintergrund den Nachthimmel und in einem Fall die Lichter einer Ortschaft. Ich mußte an den Schwarzen Tod denken, meinen alten Feind.

Er war die rechte Hand des Teufels und einer der mächtigsten Dämonen überhaupt. Ich, John Sinclair, von Eingeweihten scherzhaft und respektvoll »Geisterjäger« genannt, hatte schon ein paarmal die

Klingen mit ihm gekreuzt.

»Wir stehen dir zur Verfügung, Will«, sagte ich. »Obwohl ich noch nicht weiß, wo und wie wir anfangen sollen.«

Will Mallmann sagte, wir sollten uns in Königstein im Hotel »Taunusblick« einquartieren. Königstein lag ziemlich neutral in der Mitte des Bereiches, in dem sich die tödlichen Unfälle ereignet hatten.

Von den Geisterfahrern lebte keiner mehr. Der erste war gegen einen Autobahn-Brückenpfeiler geprallt. Der zweite kollidierte mit zwei entgegenkommenden Wagen, was außer seinem Leben ein weiteres und einen Schwer- und einen Leichtverletzten gefordert hatte.

Ich stimmte Will Mallmann zu. Wir tranken unseren Kaffee aus, nahmen das Gepäck und zahlten an der Kasse. In der großen Terminalhalle herrschte ein Gewimmel. Lautsprecherdurchsagen erschollen. Menschen aller Nationen und Rassen drängten sich hier.

An der großen schwarzen Flugtafel blinkten die Lichter der Maschinen, die gerade gelandet waren oder in Kürze landen würden. Ein beleibte Frau, die in ihren Shorts steckte wie die Wurst in der Pelle, hätte uns mit dem Gepäckkarren beinahe umgefahren.

»Passen Sie doch auf!« zischte sie uns zu.

Will Mallmann hatte seinen silbergrauen Opel Manta in der Fünf-Minuten-Parkzone stehen. Ein Strafmandat steckte bereits unterm Scheibenwischer.

Wir verstauten den Koffer und die Reisetasche im Kofferraum, meinen Einsatzkoffer und das Suitcase mit Zahnbürste, Rasierapparat und anderen Kleinigkeiten behielt ich in der Hand. Suko fiel es nicht gerade leicht, seine hünenhafte Gestalt auf die hintere Sitzbank zu zwängen.

Ich nahm auf dem Beifahrersitz Platz, und ab ging die Fahrt. Vom Flughafen in Richtung Bad Homburg – Königstein. Will Mallmann nahm Schleichwege, um nicht in den Freitagstau zu geraten. Er fuhr über Bundes- und Landstraßen. Zwischendurch schaltete er das Autoradio ein. In Stereo – Mallmann war HiFi-Fan – hörte ich von endlosen Staus auf den Autobahnen. Anscheinend fuhr am Freitagnachmittag halb Deutschland in dieser Gegend. Die Frankfurter Innenstadt war natürlich auch verstopft.

Wir gelangten dank Will Mallmanns Taktik gut voran. Vierzig Minuten später waren wir in Königstein, einem netten Städtchen mit rund zehntausend Einwohnern. Der Klimakurort im Taunus war landschaftlich sehr schön gelegen, das Villenviertel der Prominenz konnte sich sehen lassen.

Das Wetter meinte es heute gut mit uns. Doch wir waren nicht zu unserem Vergnügen hergereist. Offenbar lockte der Hochtaunus mit seinen romantischen Wäldern und Bergen in der letzten Zeit nicht nur Naturfreunde und Erholungsbedürftige, sondern auch dämonische

Mächte an.

»Ich will beim BKA in Wiesbaden anrufen, ob etwas Neues vorliegt«, sagte Will Mallmann, als wir vor der Hotelrezeption standen. »Andernfalls müssen wir nachher selber Pläne schmieden.«

Wir wollten unser Gepäck aufs Zimmer bringen und verabredeten uns in zwanzig Minuten in der Bauernstube der Hotelgaststätte.

***

Am nächsten Tag, einem Dienstag, wollten wir uns die drei Unfallstellen ansehen und den Weg der Geisterfahrer im Wagen abfahren. In der richtigen Richtung natürlich, von der Unfallstelle bis zu dem Punkt, an dem die beiden Männer und die Frau – das erste Todesopfer – den falschen Kurs gewählt hatten.

Warum, das war noch ungewiß. Alle drei Fahrer hatten eine langjährige Fahrpraxis und waren weder betrunken noch sonstwie unpäßlich gewesen. Am Mittwoch würden wir, wenn sich bis dahin nichts ergeben hatte, den Taunus durchfahren.

Vielleicht spürte ich eine besondere Ausstrahlung, die die Anwesenheit von Dämonen ankündigte. Im Lauf meiner langen Praxis hatte ich einen Instinkt dafür entwickelt, der zwar nicht immer richtig ansprach, aber doch relativ häufig.

Eine Art sechsten Sinn. Bei Gelegenheit sollten wir zum BKA, wo Will Mallmann uns vorstellen, und wo wir mit hohen Beamten konferieren sollten. Man spielte mit dem Gedanken, in der Bundesrepublik eine Sonderabteilung zur Aufklärung von übernatürlichen Fällen einzurichten, ähnlich der meinen bei New Scotland Yard.

Immerhin war in Deutschland auch schon einiges passiert. Die Mächte der Finsternis hatten weltweit eine Offensive eröffnet. Die Ignoranz der Menschen des Atomzeitalters gegenüber »altmodischem Aberglauben«, wie Spuk und Schwarzer Magie, förderte ihre Pläne.

Vermutlich wäre schon die ganze Welt in einem Chaos von Grauen und Horror untergegangen, wenn die Dämonen und Horrorwesen nicht unter sich zerstritten gewesen wären. Sie liebten alle die Zwietracht und die Lüge, Asmodis, der Herrscher der Finsternis, war da keine Ausnahme.

Das Abendessen, eine Hausmacher Platte, war mehr als reichhaltig. Hinterher nahmen wir an der Hotelbar einen Verdauungsschluck. Will Mallmann wohnte bis auf weiteres bei uns im Hotel. Ich bestellte einen Bourbon on the rocks, Will Mallmann trank einen Frankenwein, und Suko, der Alkohol für sich selbst strikt ablehnte, nuckelte an seiner Cola.

Die Hotelbar war rustikal und gemütlich eingerichtet, durch ihre Butzenscheiben fiel nur wenig Tageslicht ein. Der Barmixer, ein »Schrumpfgermane« von knapp Einssechzig, sprach ein gemütliches

Hessisch. An einem Tisch in der Bar feierten vier Landmaschinenvertreter einen guten Abschluß.

Sie waren ziemlich angeheitert und aufgekratzt. Der eine hielt es für lustig, meinen chinesischen Freund Suko als Zitrone zu bezeichnen. Suko hätte ihn mit einer Hand aus dem Fenster werfen können, er war Karateexperte und ein Schrank von einem Mann.

Aber Betrunkene hatten bei ihm Narrenfreiheit. Solange man ihn nicht zu sehr reizte, war der große Chinese mit dem breiten Pfannkuchengesicht eine Seele von einem Menschen.

Suko und ich trugen sportliche Kleidung.

Will Mallmann hatte auf Anzug und Seidenkrawatte nicht verzichtet. Er sprach leise und mit distinguierter Stimme.

»Wie geht es Jane, John? Und wie sieht es bei Conollys aus?«

Jane Collins war die mit Abstand hübscheste und tüchtigste Privatdetektivin von ganz London. Will Mallmann war über mein Verhältnis mit ihr informiert. Bill und Sheila Conolly waren nach Suko meine besten Freunde. Früher hatte Bill Conolly im Kampf gegen die Dämonen ordentlich zugelangt.

Aber seit er Vater war, legte ihn seine ebenso hübsche wie energische Ehefrau Sheila oft an die häusliche Kette. Wenn er einen Horrorfilm im Fernsehen sah, seufzte Bill oft sehnsüchtig und dachte an die alten Zeiten.

»Jane ist okay«, sagte ich. »Und der kleine John, der Nachwuchs der Conollys, krabbelt schon.«

Ich war der Patenonkel, jeder Fortschritt des kleinen John wurde mir haarklein berichtet.

Zuletzt hatte Bill mir den Kleinen auf die Schultern gesetzt, und als er mir ein Büschel Haare ausriß, war der Vater außer sich vor Begeisterung gewesen.

»Siehst du, wie stark er schon ist? Das macht er nur bei Leuten, die er mag.«

Diese Episode erzählte ich Will Mallmann, und wir lachten herzlich. Wir unterhielten uns auf Englisch. Ich konnte zwar Deutsch, aber Suko nicht. Gutgelaunt zündete ich mir eine Players an und hob das Glas zum Mund.

Ein zischendes Geräusch ließ mich aufschrecken. Es klang wie das Gezische einer Giftviper. Der Inhalt meines Glases begann heftig zu brodeln. Dabei spürte ich aber keine Hitze, sondern vielmehr eine eisige Kälte.

Sie drang mir bis ins Mark der Fingerknochen und lähmte meine Hand. Ich konnte das Glas nicht loslassen. Es entwickelte eigene Kräfte, die Glasöffnung richtete sich auf mein Gesicht. Suko und Will Mallmann waren aufmerksam geworden.

Eine schwarze Wolke schoß plötzlich aus dem Glas hervor, zwei

glühende Augen funkelten darin. Das giftige Zischen wurde lauter, die schwarze Wolke hüllte meinen Oberkörper ein. Eiseskälte kroch in meine Adern, und zwei eisige Hände packten mit ungeheurer Kraft meinen Hals.

Das Glas hing an meiner Hand und hielt sie fest. Das Blut brauste in meinen Ohren, und die Luft wurde mir knapp. Der Spuk war drauf und dran, mich zu erwürgen. Doch die Linke hatte ich noch frei.

Ich riß mein Hemd auf, daß die Knöpfe absprangen, und tastete nach dem silbernen Kreuz mit den kabbalistischen Zeichen und den Siegeln der vier Erzengel.

Ich trug es fast immer bei mir. Eine andere Waffe hatte ich im Moment nicht. Suko und Kommissar Mallmann sprangen auf und bemühten sich, die schwarze Wolke zu durchdringen. Doch vergeblich, die dämonische Materie war ungeheuer zäh und von einem satanischen Leben erfüllt.

Sekunden noch, und sie würde mich töten. Da riß ich das Kreuz vom Hals und stieß es gegen die zwei glühenden Augen. Von den Enden des Kreuzes stachen silberne Lichtstrahlen.

Ein Heulen ertönte, ein Zischen wie von einer Dampflok. Der mörderische Druck an meinem Hals ließ nach, und die Wolke begann, zusammenzuschrumpfen und immer blasser zu werden. Sie verschwand binnen Sekunden.

Jetzt konnte ich das Glas loslassen, es zerklirrte am Boden. Der Spuk war vorbei. Ich massierte meinen Hals, an dem die Male von acht Fingern zu sehen waren. Wie von ferne hörte ich die Stimmen meiner beiden Freunde, des Barmixers und der vier Handelsvertreter.

Ich sank auf einen Stuhl nieder. Zunächst konnte ich nur krächzen. Das silberne Kreuz hatte mir das Leben gerettet. Suko, Kommissar Mallmann, der Barmixer und die vier Vertreter standen bei mir.

Die Fremden redeten aufgeregt durcheinander. Grauen hatte sie erfaßt, sie wollten nicht glauben, was sie gerade gesehen und erlebt hatten.

»Was war das?« fragte der eine Vertreter schon zum fünften Mal. »Spukt es hier im Hotel?«

»So etwas hat es noch nie gegeben, seit ich hier bin«, antwortete der Barmixer, »und das sind schon über fünf Jahre. Sind Sie verletzt, Mr. Sinclair?«

»Nein«, krächzte ich. »Machen Sie sich keine Gedanken.«

Ich steckte das Kreuz weg. Ich wollte aufs Zimmer gehen und mich dort weiter mit Suko und Kommissar Mallmann unterhalten. Der Aufenthalt in der Hotelbar war mir nach diesem Zwischenfall verleidet. Wir bezahlten. Der Barmixer und die vier Vertreter sahen uns nicht ungern gehen.

Nach diesem Ereignis war ich ihnen nicht mehr geheuer.

Eines wußte ich jetzt: Der Schwarze Tod oder wer immer mein Gegner war, wußte bereits von meiner Anwesenheit. Er war gewappnet.

***

Es war schon dunkel, als wir durch Königstein schlenderten, am Burgberg vorbei zum spärlich erleuchteten Park. Suko, Kommissar Mallmann und ich wollten etwas frische Luft schnappen und uns die Beine vertreten. Die Diskussionen im Hotelzimmer hatten nichts ergeben.

Jetzt war ich ausgerüstet. In meiner Schulterhalfter steckte die mit Silberkugeln geladene Beretta, in der Tasche hatte ich meine Gnostische Gemme und magische Kreide. Das Kreuz trug ich natürlich wieder bei mir.

Suko führte einen silbernen Dolch mit, dessen kreuzförmiger Griff mit magischen Symbolen versehen war, sowie eine Weihwasserampulle. Und Kommissar Mallmann, der im Kampf gegen die finsteren Mächte auch kein Anfänger mehr war, hatte in seine Walther PPK ein Magazin mit Silberpatronen gesteckt.

Ein frischer Wind wehte und ließ die dürren Blätter der Bäume rauschen. Etwa hundert Meter vor uns gingen zwei hübsche Mädchen. Vorhin in der Stadt hatte ich sie schon gesehen, wie sie Schaufenster betrachteten.

Die Größere hatte eine lange rote Haarmähne und die Figur eines Mannequins. Sie wiegte die Hüften beim Gehen, daß bei mir verschiedene Hormone schneller kreisten. Daran merkte ich, daß ich nach der dämonischen Attacke meine übliche Form wiedergefunden hatte.

Das andere Mädchen war fast einen Kopf kleiner und hatte eine üppige Figur. Ihre Krauskopffrisur paßte gut zu dem schicken Hosenanzug. Auch Will Mallmann beobachtete die beiden.

»Nicht übel«, sagte er. »Genau das, was mir der Arzt für meinen Kreislauf verordnet hat. Wollen wir näher aufschließen und ein Gespräch anknüpfen?«

»Ich denke, wir sind hier um Dämonen zu jagen?« fragte Suko, der trotz der beiden Mädchen nur an seine Freundin Shao dachte.

Wir schlenderten dennoch etwas schneller. Der Abstand verringerte sich. Das schwarzhaarige Mädchen lachte, als sie vor uns im Park an einem Pavillon vorbeigingen. Der Wind trug das Lachen zu uns herüber.

Und Sekunden später ein schauriges Heulen. Es klang wie das Geheul eines wilden Wolfes. Der Laut drang aus dem Pavillon. Die beiden Mädchen erstarrten. Sie sahen etwas, worauf uns die Büsche den Blick versperrten, das erkannten wir an ihren entsetzten Gesten.

Ich zögerte nicht, sondern zog die Beretta und spurtete los. Suko und Will Mallmann folgten mir auf den Fersen. Ganz so schnell wie in meiner Haupttrainingszeit am College lief ich nicht mehr, aber es genügte.

Ich war gerade noch vierzig Meter von den beiden Mädchen entfernt, als es in den Büschen knackte. Das Geheul, das zuvor fünfzehn Sekunden angedauert hatte und dann abgebrochen war, setzte noch lauter und schauriger wieder ein.

Die Mädchen schrien auf und wandten sich zur Flucht. Sie hatten kaum die ersten Schritte zurückgelegt, als eine groteske Figur aus den Büschen sprang, ihnen auf allen vieren nachsetzte und die Schwarzhaarige von den Beinen riß.

Das Monster war über und über behaart, sein Körper klotzig und vierschrötig. Lange weiße Fänge, von denen Speichel troff, funkelten im trüben Schein der zehn Meter entfernten Laterne. Eine Klauenhand hob sich.

Ich stoppte und zielte. Trotzdem hätte ich das Mädchen nicht mehr retten können. Aber ihre rothaarige Freundin wirbelte herum und hieb mit der Handtasche auf den Werwolf ein.

Dabei geriet mir das Mädchen in die Schußlinie.

Das Monster grollte. Ich lief näher und feuerte zwei Warnschüsse in die Luft ab. Das schwarzhaarige Mädchen unter dem Werwolf lag ganz ruhig, entweder ohnmächtig oder vom Schock gelähmt. Das Monster glotzte mit rotglühenden Augen.

»Gehen Sie aus der Schußlinie!« schrie ich der Rothaarigen zu, die noch immer das geduckt lauernde Monster attackierte.

Sie gehorchte. Doch ehe ich schießen konnte, sprang der Werwolf mit einem wahren Raubtiersatz los und warf sich zwischen die Büsche am Wegrand. Er flüchtete, mein letzter Schuß verfehlte ihn. Suko brach in die Büsche und setzte dem Werwolf nach.

Kommissar Mallmann stieg auf eine Parkbank, die Walther PPK in der Faust. Aber der Werwolf bot ihm kein Ziel mehr. Der Werwolf und sein Verfolger Suko waren in der Dunkelheit unter den Blutbuchen verschwunden.

Ich kümmerte mich um die beiden Mädchen. Die Schwarzhaarige war bei Bewußtsein. Vom Schock abgesehen, war sie bis auf ein paar Hautabschürfungen unverletzt.

Das rothaarige Mädchen hatte gar nichts abbekommen. Will Mallmann eilte herbei, und gemeinsam halfen wir der Schwarzhaarigen auf die Beine und führten sie zu der nächsten Parkbank. Dort ließen wir sie sich niedersetzen.

Das Mädchen schluchzte, sie war völlig aufgelöst. Der Werwolf hatte ihr einen Todesschrecken eingejagt. Ihre Freundin und ich sprachen beruhigend auf sie ein.

»Es ist doch nichts passiert, Gisela«, sagte ihre Freundin. »So fasse dich doch.«

»Ich… ich…«, schluchzte das Mädchen. »Was war das nur für ein Ungeheuer? Ich spüre noch seinen bestialischen Atem im Gesicht, Roxane.«

»Ein Scherz war das nicht«, meinte die rothaarige Roxane nachdenklich. »Was sagen Sie dazu, Herr…?«

Ich stellte mich und Kommissar Mallmann vor und nannte auch den Namen unseres Begleiters Suko. Will Mallmann zeigte seinen Kripoausweis, um den Waffengebrauch zu erklären. Wir seien im Sonderauftrag hier und zu einem Spaziergang unterwegs gewesen, erklärte er wahrheitsgemäß.

Über den Werwolf sagte er nur, darüber wisse er nicht mehr als die beiden Mädchen auch. Hinter dem Park, im Wald schon, erklang das schaurige Wolfsgeheul. Und von der Stadt her ertönte eine Polizeisirene, die Schüsse waren nicht ungehört geblieben.

Ich überlegte, ob ich Suko folgen und ihm notfalls beistehen sollte. Mit einem Werwolf allein wurde er fertig, aber vielleicht lauerten noch weitere Monster im Park. Ich beschloß, erst einmal abzuwarten.

Vor dem Park stoppten zwei Streifenwagen. Vier Polizisten mit gezogenen Waffen eilten herbei. Kommissar Mallmann wies sich wiederum als Kripobeamter aus und erzählte, es handele sich um einen Überfall, den wir vereitelt hatten.

Die beiden Überfallenen Mädchen berichteten ausführlich.

Die rothaarige Schönheit hieß Roxane von Felseneck, das schwarzhaarige Mädchen Gisela Malthus. Beide waren Studentinnen aus Berlin. Der Familie Roxane von Felsenecks gehörte eine Burg im Taunus, die ans Land Hessen verpachtet und als Jugendherberge eingerichtet war.

Roxane hatte die Familienburg wieder einmal besuchen wollen.

»Der Burgverwalter und Herbergsleiter ist ein merkwürdiger Kauz«, schilderte sie. »Er wies uns ab. Die Burg wird gerade restauriert, und er sagte, wir könnten dort nicht übernachten. Also buchten wir ein Hotelzimmer in Königstein. Heute abend wollten wir noch etwas Spazierengehen.«

Beide Mädchen waren von dem Schrecken noch ziemlich blaß. Gisela Malthus zitterte heftig, als sie sich eine Zigarette anzündete. Der älteste Polizeibeamte fragte sie wegen des Überfalls genau aus.

Kommissar Mallmann und ich äußerten uns zurückhaltend. Von unserer Mission in der Bundesrepublik erwähnten wir nichts. Ich war sicher, daß es sich bei dem Unhold um einen echten Werwolf gehandelt hatte.

Aber damit mochte ich die Polizeibeamten nicht behelligen, sie wären überfordert gewesen.

Eine Funkstreife war bereits unterwegs, um die Umgebung abzufahren und nach dem Unhold Ausschau zu halten. Ein Polizist gab die Meldung per Funk ans Revier weiter. Der andere notierte sich unsere Personalien.

Mittlerweile hatte sich vor dem Park eine Gruppe von Neugierigen angesammelt.

In der Ferne heulte wieder der Werwolf. Von Suko war noch nichts zu sehen, und ich wurde allmählich unruhig. Das Heulen brach ab. Nach meiner Schätzung mußte der Werwolf schon an die drei Kilometer entfernt sein.

»Eine eigenartige Geschichte«, sagte der Streifenführer. »So etwas hatten wir hier noch nicht. Es muß sich um einen Verbrecher handeln, der sich von seiner Maskerade eine Schockwirkung verspricht.«

»Die hat er auch voll und ganz erreicht«, meinte Roxane.

Und ihre Freundin Gisela sagte: »Ich bin mir nicht sicher. Ich kann nicht glauben, daß es sich um einen maskierten Menschen handelt. Sie haben doch das Heulen selber gehört, Herr Polizeimeister?«

Der Beamte winkte ab.

»Natürlich war das ein Mensch, was soll es denn sonst gewesen sein? Werwölfe, Vampire und dergleichen gibt es nur im Film. Das Heulen hat nichts zu bedeuten. So etwas kann man trainieren, ein Bekannter von mir kriegt sogar den Tarzanschrei hin.«

Wir hatten den Unhold beschrieben, die Polizei wollte nach ihm suchen. Ein aussichtsloses Unterfangen, denn natürlich war der Werwolf längst in den Wäldern des Taunus untergetaucht.

Wir sollten auf der Polizeiwache noch am gleichen Abend unsere Aussagen zu Protokoll geben. Gisela Malthus würde eine Anzeige gegen unbekannt wegen Überfalls und Körperverletzung erstatten.

Der Polizeimeister gab seine Meldung durch. Er besichtigte mit seinem Kollegen den Pavillon in dem der Werwolf zuerst gesteckt hatte, und rekonstruierte den Weg des Unholds. Ich begleitete die beiden Polizisten.

Noch einmal hörten wir aus weiter Ferne, vom Wind herbeigetragen, das Heulen des Ungeheuers. Im Licht der Taschenlampen der beiden Polizisten sahen wir seine Fußstapfen im hoher, Gras.

Der Werwolf hatte sich auf allen vieren fortbewegt.

»Sehr seltsam«, sagte der Polizeimeister. »Aber es gibt die merkwürdigsten Dinge. Ihrem Kollegen, der den Verbrecher verfolgte, ist hoffentlich nichts zugestoßen, Mr. Sinclair?«

»Suko kann auf sich aufpassen«, antwortete ich. »Aber ich werde ihm jetzt wohl doch besser folgen.«

»Das rate ich Ihnen nicht. Womöglich verirren Sie sich noch im Wald oder stürzen und verletzen sich in der Dunkelheit. Wir fahren los und fahnden nach dem Verbrecher. Den Weg zur Polizeiwache werden Sie

allein finden.«

Er hatte uns die Adresse der Polizeiwache genannt und den Weg beschrieben. Ich gesellte mich zu den beiden Mädchen und dem Kommissar, wir sahen den Polizeiwagen abfahren. Fast eine halbe Stunde war verstrichen, seit meine zwei Schüsse gefallen waren und Suko den Werwolf verfolgt hatte.

Der Polizist hatte recht, im dunklen Wald konnte ich Suko und den Werwolf nicht finden. Es war kein Geheule mehr zu hören, und die Spur vermochte ich in der Dunkelheit nicht zu verfolgen. Ich mußte warten.

Vom Eingang des Parks her kamen sechs Männer und zwei Frauen auf uns zu. Einwohner von Königstein, die sich erkundigen wollten, was vorgefallen war. Der eine Mann stellte sich als Stadtrat vor.

Gisela Malthus wiederholte die ganze Geschichte noch einmal.

»Unglaublich«, sagte der Stadtrat, ein grauhaariger Mann mit einem dunkelgrünen Raglan. »Ein maskierter Unhold treibt in Königstein sein Unwesen. Das wird die Presse interessieren. Ob der Maskierte wohl noch weitere Überfälle begehen wird?«

»Da kann man sich ja abends nicht mehr auf die Straße wagen«, sagte die eine Frau.

Sie betrachteten uns neugierig. Wir unterhielten uns eine Weile, und ich nutzte die Gelegenheit, um zu fragen, ob es in Königstein und Umgebung in der letzten Zeit andere unheimliche Vorfälle gegeben hätte. Der Stadtrat schüttelte den Kopf.

»Nein, wir sind hier ein ruhiges Städtchen. Unsere Polizei ist tüchtig. Die Fremden, die hierherkommen, suchen Erholung und Ruhe. Größere Probleme gibt es nicht.«

»Du hast vergessen, den Spuk von Burg Felseneck zu erwähnen, Artur«, sagte die Begleiterin des Stadtrats. Sie musterte Roxane. »Sie sind doch Roxane von Felseneck?«

Als Roxane bejahte, fragte sie: »Ich habe Sie schon lange nicht mehr gesehen, Fräulein von Felseneck. Ist Ihnen zu Ohren gekommen, was sich auf Ihrer Familienburg abspielt?«

»Kein Wort. Was denn?«

»Sei ruhig, Marlies«, wandte der Stadtrat ein. »Das ist doch alles barer Unsinn und dummes Geschwätz. Das nimmt doch keiner ernst.«

»Was soll denn vorgefallen sein, gnädige Frau?« fragte ich.

Über der Burg Felseneck sollten seltsame Zeichen am Himmel erschienen sein. Eigenartige leuchtende Symbole. Gäste der Jugendherberge hatten von eigenartigen Gerüchen berichtet, von Schwefeldunst und einem modrigen Gestank in den alten Mauern.

Die Zeichen waren meist um Mitternacht erschienen, in der Geisterstunde. Der Gestank war zu verschiedenen Tageszeiten aufgetreten und in der Nähe des Burgbrunnens besonders intensiv

gewesen.
Auch von schaurigen Lauten und dumpfen Gesängen in den Nachtstunden war die Rede. Die Begleiterin des Stadtrats berichtete außerdem noch von einer Kröteninvasion. Besonders große und fette Kröten hatten im Spätsommer in Scharen in der Nähe der Burg die Urlauber und Wanderfreunde auf den Wanderwegen mit Schrecken und Abscheu erfüllt.
»Sie werden das doch nicht für bare Münze nehmen, Mr. Sinclair«, sagte der Stadtrat und lachte. »Die Leuchtsymbole wurden nur von wenigen Menschen gesehen, und jeder beschrieb etwas anderes. Diese Leute haben ein Wetterleuchten oder verglühende Sternschnuppen erblickt oder sich etwas eingebildet. Unsere örtliche Presse schrieb darüber einen ironischen Artikel mit dem Titel ›Ufos im Taunus‹ und zog die Augenzeugen gehörig durch den Kakao.«
Von den Gerüchen und seltsamen Lauten wollte der Stadtrat überhaupt nichts wissen. Wegen der Krötenplage waren Chemikalien in den Burggraben und einen damit verbundenen Tümpel geschüttet worden. Seitdem hatte es nur noch wenige Kröten gegeben.
»Lassen Sie sich nichts aufbinden, Fräulein von Felseneck«, sagte er. »Wenn es etwas Ernsthaftes gewesen wäre, hätten wir Ihre Frau Mutter an der Cote d'Azur selbstredend informiert. Falls Sie noch irgendwelche Fragen haben, wenden Sie sich bitte an mich. Sie können mich über die Stadtverwaltung jederzeit erreichen. Meine Schwägerin hat kein Recht, Ihnen diesen unsinnigen Klatsch aufzubinden.«
Er grüßte und ging mit seiner Begleiterin weg. Von den anderen Leuten blieben nur zwei junge Männer bei uns. Sie hätten gern mit Roxane von Felseneck und Gisela Malthus geflirtet und boten ihnen an, sie zur Polizeiwache zu fahren.
Die beiden Mädchen lehnten dankend ab.
Endlich kehrte Suko zurück. Seinem Gesicht sah ich schon an, daß er keinen Erfolg gehabt hatte. Fast fünfzig Minuten war er weggewesen.
»Der Unhold lockte mich hinter sich her«, sagte er. »In dem finsteren Wald hätte er mich leicht abhängen können. Aber ich hatte den Eindruck, er wollte, daß ich ihm folgte.«
Die zwei jungen Männer störten, wir verabschiedeten uns knapp und zogen los zur Polizeiwache. Suko hatte einen kilometerlangen Dauerlauf über Stock und Stein hinter sich, quer durch den nächtlichen Wald.
Seine Kleidung war verschmutzt und verschwitzt. Er reinigte und richtete sie. Ein Ast hatte ihm die linke Wange aufgekratzt. Aber Suko war keineswegs erschöpft und atmete nicht schneller. Der Werwolf war immer hundert bis zweihundert Meter vor ihm gewesen und hatte den Abstand konstant gehalten.

Wir rekonstruierten die Richtung, in die der Unhold gelaufen war.
Der Weg führte zur Burg Felseneck, die am Hang des Großen Feldbergs lag, vier Kilometer von der Wetterwarte entfernt. Der Werwolf war dort in der Umgebung verschwunden.

***

Auf der Polizeiwache nahm ein Beamter das Protokoll und die Anzeige von Gisela Malthus auf. Die Fahndung nach dem Unhold hatte noch nichts ergeben. Der wackere Staatsdiener tippte mit dem Zwei-Finger-Suchsystem und hatte einen Anschlag, den keine Schreibmaschine auf die Dauer verkraften konnte.
Er war aber sehr umgänglich, er bot uns Kaffee an und schloß für Gisela Malthus den Verbandsschrank auf.
Die Kratzer sahen harmlos aus, aber der Beamte meinte: »Waschen Sie die Schrammen lieber mit Borwasser aus und desinfizieren Sie sie mit Jod, Fräulein Malthus. Das ist immer noch das beste. Wenn Sie es dann noch für nötig halten, suchen Sie morgen früh einen Arzt oder Apotheker auf.«
Im Waschraum versorgten die beiden Mädchen die Kratz- und Schürfwunden und frischten ihr Make-up auf. Währenddessen fragte ich den freundlichen Beamten nach den Geisterfahrerunfällen. Darüber wußte er wenig, das war nicht sein Ressort. Er fand es nur erstaunlich, daß es binnen vier Wochen in einem so engen Gebiet gleich drei schwere Geisterfahrerunfälle gegeben hatte.
»Merkwürdiges und ungereimtes Zeug hören wir bei der Polizei immer wieder«, sagte er. »Manche Leute faseln die tollsten Geschichten zusammen. Nach den Geisterfahrerunfällen wollen sogar einige Kollegen eine riesige Gestalt mit einem Totenschädel über der Unfallstelle gesehen haben. Wer es glaubt, der wird selig.«
Seine Meinung war die der Allgemeinheit. Die meisten Menschen glaubten nicht an Spuk und übernatürliche Dinge, bis ihnen selbst etwas zustieß. Dann waren sie fassungslos.
Der freundliche Beamte brachte uns fünf an den Ausgang und wünschte noch: »Gewinnen Sie keinen falschen Eindruck von Königstein. Was Ihnen heute abend passiert ist, war eine krasse Ausnahme.«
Wir begleiteten die beiden Mädchen zu ihrem Hotel, das am anderen Ende der Stadt lag. Roxane von Felseneck und Gisela Malthus bedankten sich nochmals bei uns für die tatkräftige Hilfe. Ich war sicher, daß wir die beiden nicht zum letzten Mal gesehen hatten, und ich hatte den Eindruck, daß ich der schönen Roxane nicht gleichgültig war.
»So«, sagte ich zu Kommissar Mallmann und Suko, als Roxane und Gisela in der Hotelpension verschwunden waren. »Jetzt fahren wir zur

Burg Felseneck und sehen uns dort einmal um.«

»Du hast wohl immer noch nicht genug, John«, frotzelte Will Mallmann auf dem Weg zu unserem Hotel.

Er war aber sofort bereit, die Burg aufzusuchen. Eine starke Stablampe gehörte zu den Dingen, die er mitgebracht hatte. Er holte sie aus dem Hotelzimmer, und wir fuhren mit seinem Opel Manta los. Aus Königstein heraus und eine, gewundene Straße entlang, die sich über Hügel und durch den Wald zur Burg Felseneck schlängelte.

Schwarz erschien der Wald zu beiden Seiten der Straße, der Wind rauschte in den Wipfeln der Laub- und Nadelbäume. Sterne funkelten zwischen den Wolkenfetzen.

Ein Wegweiser links an der Straße zeigte die Aufschrift: »Burg Felseneck-Jugendherberge des Landes Hessen. 1,5 km.«

Im Taunus gab es etliche Burgen und Burgruinen. Die Burgruine Falkenstein zum Beispiel lag Burg Felseneck gegenüber auf dem Altkönig, gut fünf Kilometer Luftlinie entfernt. Mit den Alpen allerdings konnte man den Großen und den Kleinen Feldberg sowie den Altkönig keineswegs vergleichen.

Diese drei Taunusberge hatten eine Höhe von 878, 825 respektive 798 Meter über Meereshöhe.

Der schmale, asphaltierte Weg stieg an, und Will Mallmann schaltete in den zweiten Gang zurück. Die Lichtbahnen der Scheinwerfer drangen in die Dunkelheit. Als wir den Wald verließen, sahen wir die Burg vor uns, eine wuchtige schwarze Silhouette.

Finster und bedrohlich wirkte sie. Vom ersten Augenblick an beschlich mich ein Gefühl des Unbehagens. Ich spürte etwas, mein Instinkt meldete sich. Mittlerweile war es fünf Minuten nach Mitternacht geworden.

Ein eigenartiger, düsterer Schein schien die Burg zu umlohen. Man ahnte ihn mehr, als daß man ihn sah. Die Burg lag auf einem Hangplateau. Der Graben umgab sie nicht mehr völlig, eine breite Zufahrt führte zum Haupttor, wo ein Licht brannte.

Wir sahen zwei Gestalten vor dem Tor stehen. Während wir näherfuhren, erschien plötzlich das Leuchtzeichen über der Burg.

»Stop, Will!« rief ich und deutete. »Sieh dort.«

Will Mallmann bremste und hielt. Wir verrenkten uns die Hälse, um durch die Windschutzscheibe alles sehen zu können. Vielleicht zwanzig Meter über der Spitze des Hauptturms der Burg stand eine grünliche, lohende Scheibe.

Sie strahlte einen giftigen Glanz aus. Seltsame Symbole waren darin zu erkennen, Zeichen, die mir einen Schauer über den Rücken jagten. Sie gehörten in den Bereich der Schwarzen Magie.

Ich konnte die Zeichen der Hölle nicht entziffern, aber daß sie nichts Gutes zu bedeuten hatten, das war gewiß. Die magischen Symbole

strahlten einmal stärker, dann wieder schwächer.

»Hier ist etwas im Gange«, sagte Suko, der durchs Seitenfenster spähte. »Gewiß steht der Spuk von Burg Felseneck mit den Geisterfahrer-Erscheinungen in Verbindung.«

Da war ich sicher. In einem so begrenzten Bereich würden nicht zwei Spukerscheinungen unabhängig voneinander auftreten.

»Fahr weiter zum Tor, Will«, forderte ich Mallmann auf.

Er gab Gas, zwanzig Sekunden später stoppten wir beim Burgtor und stiegen aus. Will Mallmann hatte Scheinwerfer und Motor abgeschaltet. Die beiden Gestalten vor dem Burgtor entpuppten sich als zwei junge Männer in Wanderkluft mit modernen Rucksäcken. Der Größere hatte eine Gitarre am Leichtmetallrahmen seines Wanderrucksacks befestigt.

Mit ihren Wollmützen und Gamaschenhosen sahen die zwei Wandervögel zünftig aus. Beide hatten Bärte, der Kleinere trug eine Nickelbrille. Ich schätzte die beiden auf etwa zwanzig Jahre.

Ihnen gegenüber, in der schmalen Tür im wuchtigen Holztor, stand ein unwahrscheinlich fetter Mann mit stechenden Knopfaugen. Sein Gesicht war so rund wie der Vollmond, aber keineswegs so freundlich. Er sprach mit einer heiseren Fistelstimme.

»Da sind ja noch drei späte Herumtreiber. Die Jugendherberge ist wegen Restaurierung geschlossen, das sage ich auch Ihnen. Außerdem kämen Sie um diese Zeit nicht mehr herein. Ab 22 Uhr ist bei uns der Laden dicht.«

Ich spürte die Antipathie gegen ihn körperlich. Etwas Böses und Dämonisches strahlte von ihm aus.

»Herr Künzler?« fragte ich. Als der Dicke nickte, zeigte ihm Kommissar Mallmann den Kripoausweis. »Kriminalpolizei«, sagte ich. »Wir haben ein paar Fragen an Sie.«

»Fragen Sie morgen«, erwiderte er. »Es sei denn, Sie haben einen Hausdurchsuchungs- oder Haftbefehl.«

Damit knallte er uns die Tür vor der Nase zu. Der Schlüssel wurde zweimal im Schloß umgedreht, und die Lampe über dem Eingang erlosch. Der fette Burgverwalter und Herbergsleiter kicherte hinter dem Tor hämisch.

Seine schlurfenden Schritte entfernten sich.

»Das ist doch die Höhe!« protestierte der Größere der beiden Wandervögel mit starkem französischem Akzent. »Wenn das die deutsche Gastfreundschaft ist, dann danke ich. Wo sollen wir jetzt denn übernachten? Burg Felseneck steht im Herbergsführer. Wir sind extra den ganzen Weg von Falkenstein aus hergelaufen.«

»Furnier!« schnaufte der Kleine. »Aus diesem fetten Cochon sollte man eine Bouillon kochen.«

Der fahle Schein, den man zuvor nur geahnt hatte, wurde stärker.

Wie aus dem Innern der Erde erklangen Bruchstücke eines dumpfen Gesangs. Und ein bestialischer Schwefelgestank breitete sich aus.

Wir husteten, wichen zurück und hielten uns die Nasen zu.

»Sacre tonnerre, was ist das?« rief der große Wandervogel. »Quel malheur!«

Suko hatte die Fäuste geballt und stand auf dem Sprung. Will Mallmann hielt die Hand am Pistolengriff. Ich tastete nach dem silbernen Kreuz auf meiner Brust. Eigenartige Laute, ein Glucksen und Schmatzen, waren hinter den Burgmauern zu hören.

Ich riß am Glockenzug, aber drinnen rührte sich nichts. Wir hämmerten mit den Fäusten gegen das Burgtor, Suko trat dagegen, daß es krachte. Aber Dietrich Künzler ließ nichts mehr von sich sehen und hören.

Nach mehreren Minuten wich der bestialische Schwefelgestank, der fahle Schein verblaßte, und die unheimlichen Laute verstummten. Der Spuk war vorbei. Ich glaubte, das hämische Kichern des fetten Burgverwalters und Herbergsleiters zu hören.

Er hatte gut lachen, wir standen vor dem Burgtor wie bestellt und nicht abgeholt. Die dicken Mauern waren fünf Meter hoch. Ohne Hilfsmittel konnten wir sie nicht übersteigen.

Vielleicht stand auf einer anderen Seite, von hier aus nicht sichtbar, ein Baum in der Nähe der Mauer. An diesem Baum hätte ich hochklettern und über die Zinnen gelangen können.

Aber ich überlegte mir etwas anderes. Der Urheber dieses Spuks war keinesfalls schwach und harmlos. Wenn ich gegen ihn bestehen wollte, mußte ich gut gewappnet sein. Daß der Werwolf Suko in die Nähe der Burg gelockt hatte, war kein Zufall gewesen.

Unsere dämonischen Feinde lauerten auf uns, noch spielten sie mit uns.

»Wir kehren nach Königstein zurück und fahren morgen wieder zur Burg herauf«, sagte ich. »Wir ändern unsere Pläne. Wir quartieren uns hier ein, und dann wollen wir einmal sehen.«

Kommissar Mallmann und Suko stimmten sofort zu.

»Und was fangen wir an?« fragte der Kleine mit der Brille. »Sollen wir vielleicht im Wald schlafen?«

Das konnten wir den beiden keinesfalls zumuten. Zumal es sich um eine Spukburg handelte und der Werwolf vielleicht noch in der Gegend umherstreifte. Ich schlug ihnen vor, sie mit nach Königstein zu nehmen, wo sie sich im Hotel einquartieren konnten.

Die beiden stimmten dankbar zu. Ich trat eine Strecke zurück, um nach der Leuchterscheinung mit den kabbalistischen Zeichen sehen zu können. Sie war erloschen.

Burg Felseneck lag im Dunkeln, außer dem Rauschen des Windes war nichts mehr zu vernehmen. Wir stiegen in den Wagen. Die Rucksäcke

der zwei Wandervögel waren im Kofferraum verstaut. Die beiden jungen Männer zwängten sich zu Suko auf den Rücksitz.

Bei der Rückfahrt erzählten sie, daß sie beide aus Toulon stammten und Studenten der Zahnmedizin waren. Der Große mit der Gitarre hieß Jean Arnois, der Kleine mit der Nickelbrille Bernard Roget. Sie wollten den Taunus durchwandern und waren am Sonntag in Frankfurt eingetroffen.

Nach einem ausgedehnten Bummel durch die Sachsenhäuser Apfelweinlokale hatten sie an diesem Morgen in ihrer Pension erst spät aus dem Bett gefunden. Dann waren sie mit der Straßenbahn nach Kronberg gefahren und von dort nach Falkenstein gewandert, wo sie zum Abendessen in einer Gaststätte einkehrten.

Und da versackten sie wieder und zogen erst reichlich spät zur Jugendherberge los. Jean und Bernard waren zwei lustige Vögel. Doch jetzt hatten ihnen die Spukerscheinungen aufs Gemüt geschlagen.

Sie fragten mich wegen des Spuks.

»Ich kann euch darüber nichts sagen«, antwortete ich. »Aber ich rate euch, Burg Felseneck fernzubleiben. Es gibt noch andere Jugendherbergen.«

Der große Jean ließ einen langgezogenen Hmm-Brummer los. Er überzeugte mich keineswegs, daß die beiden meinen Rat beherzigen würden.

***

Als der Wagen abgefahren war, watschelte der fette Dietrich Künzler zu dem Ziehbrunnen hin, der zwischen Söller und Hauptgebäude der Burg lag. Man sah, daß auf der Burg tagsüber die Maurer und Verputzer am Werk waren. Am Hauptgebäude und an einem Nebenbau standen Arbeitsgerüste aus Metallstreben, auf denen Bretter lagen.

Nicht nur die Innenräume der Burg sollten gründlich renoviert werden.

Außer Künzler hielten sich noch sechs Personen ständig auf der Burg auf. Eine Köchin und zwei Gehilfinnen sowie zwei Arbeiter, die Künzler zur Hand gingen. Außerdem noch ein Beamter des Amtes für Bau- und Denkmalspflege.

Auf der Burg und in den Gewölben geschah allerlei, wovon die zuständigen Stellen des Landes Hessen nichts wußten. Dietrich Künzler war nach zwei Pleiteerfahrungen im Hoteliersgewerbe durch Beziehungen zum Burgverwalter und Herbergsleiter avanciert. Den Posten hatte er noch nicht lange inne.

Er konnte auf ein abgebrochenes Architektur- und ein nicht beendetes Kunststudium zurückblicken und hatte immer zugesehen, daß er auf Kosten anderer zu leben vermochte. Er war gemein,

verfressen und tückisch. Ein zunächst blasses Interesse für Schwarze Magie in seinen Jugendjahren war bei ihm später zu einer wahren Manie ausgeufert.

Seine Anfänge auf diesem Gebiet waren kläglich. Doch dann stieß er in einem Antiquariat auf eine Abschrift von Baron Junzts verrufenem Buch »Ars niger et damnatus«.

Burg Felseneck paßte Künzler wegen seiner Lage und der baulichen Gegebenheiten gut. Hier erlebte er seinen großen Durchbruch auf dem Gebiet der Schwarzen Magie. Es war ihm gelungen, einen Paladin der Hölle zu beschwören, die rechte Hand des Teufels.

Den Schwarzen Tod.

Künzlers sehnlichster Wunsch war es, selber ein Dämon zu werden. Er wollte Burg Felseneck in eine Bastion des Grauens verwandeln und hier sein dämonisches Dasein führen. Er sah sich schon als Herrn und Schrecken der ganzen Umgebung.

Burg Felseneck sollte einen ähnlichen Rang einnehmen wie das Schloß des berüchtigten Grafen Dracula in der Karpaten. Darculas Schicksal schreckte Künzler nicht, schließlich hatte der Vampir-Graf nicht den Schwarzen Tod als Verbündeten gehabt.

Kichernd und händereibend blieb Künzler bei dem Burgbrunnen stehen. Seitlich am Burgbrunnen war ein Gestell mit einer Zugwinde angebracht. Von der Metallstrebe hing ein Stahlseil in den Brunnen hinab.

Der Burgverwalter murmelte eine komplizierte Beschwörung, die er auswendig kannte, holte eine Handvoll bräunliches Pulver aus der Tasche seines ausgebeulten Anzugs und warf es in den tiefen Brunnen.

»Satanischer Herr!« flüsterte er. »Gib deinem ergebensten Diener ein Zeichen.«

Modergeruch breitete sich aus, ein Glucksen und Plätschern ertönte aus dem Brunnenschacht. Dann stieg eine schwarze Wolke aus der Brunnenöffnung empor. Es war der Hauch des Schwarzen Todes, der auf Burg Felseneck nistete und von dem auch John Sinclair im Hotel einen kleinen Vorgeschmack verspürt hatte.

Eiseskälte strahlte von der schwarzen Wolke aus. Selbst zusammengeballt war sie noch so groß wie ein Lieferwagen. Zwei glutrote Augen funkelten in der dämonischen Wolke, ein Gestank von Pest und Moder umfing Dietrich Künzler.

Für ihn war das der süßeste Duft der Welt.

Künzler wußte, daß seine Beschwörungen an diesem Abend wieder einmal erfolgreich gewesen waren. Er stöhnte wohlig, schloß die Augen und zitterte am ganzen Körper.

»Todchen«, raunte er, »Odem des Schwarzen Todes, was sagt die Stimme deines Herrn?«

Und aus dem Brunnenschacht drang eine hohle, dröhnende Stimme.

Der Schwarze Tod sprach aus dem Jenseits.

»Adept«, so dröhnte er, »bald wirst du am Ziel deiner Wünsche sein. Bald wird schwarzes Blut in deinen Adern fließen und werden die Mächte der Finsternis in dir wohnen.«

»Wann?« keuchte Künzler. »Sag es mir, satanischer Herr, wann ist es – soweit?«

»In Kürze schon. John Sinclair, mein Erzfeind, ist hier und wird in die tödliche Falle laufen. Bald wird der Geisterfahrer sich sein nächstes Opfer holen. Wenn Sinclair und Suko ins Reich des Spuks eingegangen sind, und wenn die Geisterfahreraktionen die nötige transzendente Energie erzeugt haben, ist das Ziel erreicht. Laß Sinclair und Suko auf die Burg, Adept, auch andere, die es verlangen. Ich kann ein paar Opfer gebrauchen.«

Damit war die Unterredung beendet, die Grabesstimme des Schwarzen Todes verstummte. Dietrich Künzler atmete tief den Gestank der schwarzen Wolke ein. Dann kroch der Hauch des Schwarzen Todes in den Burgbrunnen zurück.

Der fette Burgverwalter und Herbergsleiter blieb allein im Burghof zurück. Mit taumelnden Schritten ging er zu seiner Unterkunft.

***

Der nächste Tag war trübe und regnerisch, das Wetter hatte sich rasch geändert. Ein starker Wind blies und riß einige Blätter von den Laubbäumen.

Am Großen Feldberg mischten sich grüner Nadelwald und bunter Laubwald. Kommissar Mallmann, Suko lind ich hatten im Hotel »Taunusblick« gut gefrühstückt und fuhren am späten Vormittag zu der Burg Felseneck hinauf.

Ein Taxi folgte uns, es bog wie der silbergraue Opel Manta des Kommissars auf den Weg zur Burg ab. Bei Tageslicht wirkte Burg Felseneck weniger düster und bedrohlich. Aber die unheimliche Atmosphäre war immer noch deutlich zu spüren.

Das Burgtor stand offen. Im Burghof parkten zwei VW-Busse eines Bad Homburger Hoch- und Tiefbauunternehmens und der Lieferwagen einer Malerfirma. Außerdem drei Pkw. Eine Betonmischmaschine ratterte in einer Ecke des Hofes, und vor dem Hauptgebäude standen große Bottiche mit Kalk- und Gipsmasse. Auf dem Gerüst beim Hauptgebäude war eine Verputzerkolonne am Werk.

Ein magerer Mann mit dunklem Anzug, einer Aktentasche und einer Brille, die auf seiner spitzen Nase weit vorgerutscht war, unterhielt sich mit einem der Arbeiter. Den großen, wuchtigen Mann mit dem roten Gesicht, der in einer Verputzerkluft steckte, hielt ich gleich für den Polier der Kolonne.

Auf dem gepflasterten Burghof lagen breitgefahrene Kalk- und

Erdbrocken. Kommissar Mallmann stoppte in der Nähe des Söllers. Hinter uns hielt das Taxi, und jetzt sahen wir, daß Roxane von Felseneck und Gisela Malthus im Fond saßen.

Als wir ausstiegen und Roxane und Gisela begrüßten, kam der Burgverwalter und Herbergsleiter Dietrich Künzler aus der Tür des Wirtschaftsgebäudes. Er zog ein mürrisches Gesicht.

»Da sind Sie ja wieder«, brummte er »Ich habe vor einer halben Stunde einen Anruf vom Ministerium erhalten. Sie können hier wohnen, wenn Sie unbedingt wollen. Aber Sie sehen wohl selber, daß hier gearbeitet wird und daß Sie im Weg sind.«

Kommissar Mallmann hatte sich übers BKA ans zuständige Landesministerium gewendet, das Dietrich Künzler eine klare Anweisung erteilte. Roxane von Felseneck sprach ihn an.

Sie wurde sehr energisch, sie sagte, daß die Burg immer noch ihrer Familie gehöre, und daß sie sich nicht noch einmal abwimmeln lassen würde. Sie wollte ein paar Tage auf Burg Felseneck verbringen und ließ sich nicht davon abbringen.

»Wenn Sie diese Herren hier einquartieren können, dann auch mich und meine Freundin«, sagte sie. »Falls Sie es ablehnen, fahre ich sofort nach Wiesbaden und mache einen gehörigen Wirbel bei den zuständigen Stellen.«

Künzler zuckte nur mit den Achseln.

»Mir soll es recht sein. Wenn der Lärm, der Dreck und der Staub Sie nicht stören, dann bleiben Sie eben ein paar Tage.«

Roxane und Gisela bezahlten den Taxifahrer, der ihnen half, ihr Gepäck auszuladen. Vier Koffer und zwei Reisetaschen waren es, für einen Aufenthalt von einigen Tagen nicht gerade wenig.

Dietrich Künzler schlurfte davon und schickte uns einen seiner Burgarbeiter, der uns die Quartiere anwies. Burg Felseneck war von wuchtigen Mauern mit Wehrgängen umgeben und hatte eine annähernd quadratische Grundfläche.

In der Mitte des Burghofes stand der viereckige Söller, der freistehende Hauptturm. Zwischen ihm und dem Hauptgebäude lag der Ziehbrunnen mit der Seilwinde, den ich mir später genauer ansehen wollte. Das Hauptgebäude oder der Palast schloß mit der Burgmauer ab. Es enthielt Schlafsäle für die Herbergsgäste, den Speiseraum, die Küche, Verwaltungszimmer und ein Burgmuseum.

Rechtwinklig zum Hauptgebäude stand das Wirtschaftsgebäude, in dem Dietrich Künzler und die anderen Angestellten wohnten. In dem Bau daneben hatten sich in früheren Jahren Ställe, Remisen und Lagerschuppen befunden.

An der Vorderfront der Burg stand die Kemenate, das Frauenhaus, in dem in früheren Zeiten die Rittersfrauen und Edelfräulein untergebracht waren. Vor diesem Bau hatten Walther von der

Vogelweide und andere Vorläufer moderner Popstars nächtlich ihre Minnelieder gesungen.

Seitlich an die Kemenate war die Schloßkapelle angebaut, ein schmales, frisch verputztes Häuslein. Der Eingang war mit einem Vorhängeschloß abgesperrt. Dann gab es noch den viereckigen Torturm und drei runde, kleine Ecktürme. Über die Geschichte von Burg Felseneck wußte ich so gut wie nichts, danach wollte ich später Roxane fragen.

Unsere Zimmer lagen in der Kemenate, sie waren eng und spartanisch eingerichtet. Wer hier gediegene altdeutsche Möbel erwartete, der täuschte sich. Man hatte einige Kemenatenzimmer mit billigen Stücken eingerichtet, die vermutlich aus einer Konkursmasse stammten.

Die Toilette lag auf dem Flur und war kalt und zugig. Immerhin gab es fließendes heißes und kaltes Wasser in den möblierten Zimmern. Die restlichen Kemenatenzimmer waren abgeschlossen.

Dem Staub in den Gängen nach zu urteilen, nahmen die Putzfrauen ihre Arbeit nicht allzu ernst. Ich teilte ein etwas größeres Zimmer im Erdgeschoß mit Suko. Kommissar Mallmann wohnte nebenan, und Roxane von Felseneck und Gisela Malthus sollten im ersten Stock nächtigen.

Ich packte gerade meinen Koffer aus, als von oben ein grauenhafter Schrei erscholl. Sofort spurtete ich los, gefolgt von Kommissar Mallmann und Suko. Gisela Malthus saß blaß und schlotternd auf dem Bett, Roxane von Felseneck auf einem Stuhl.

»Was ist passiert?« fragte ich und erwartete schon halb, vom grauenhaftesten Dämon aller Zeiten oder einem fürchterlichen Spuk zu hören.

»Etwas Entsetzliches! Ein Untier!« stöhnte Roxane.

»Was? Wo?«

»Eine Maus«, sagte Gisela. »Sie kam unterm Bett vor und lief durchs Zimmer. Vielleicht war es doch ein Fehler, hier auf der Burg zu bleiben.«

Wir drei Männer grinsten breit. Suko, der Karatekämpfer, begann mit der Suche nach der Maus. Wir rückten die beiden schmalen Betten und die zwei Schränke von der Wand ab. Hinterm Schrank in der Ecke war tatsächlich ein Mauseloch.

»Furchtbar«, sagte Gisela Malthus. »Stell dir vor, Roxane, wir schlafen und die Maus läuft uns übers Gesicht!«

Sie schüttelte sich. Die beiden Mädchen standen im Zimmer und beäugten das Mauseloch. Ich wechselte einen raschen Blick des Einverständnisses mit Kommissar Mallmann.

»Vielleicht wäre es doch besser, wenn Sie in Königstein im Hotel blieben«, schlug ich vor. »Auf Burg Felseneck soll es nicht geheuer

sein, und jetzt stellt sich heraus, daß es auch noch Mäuse gibt. Dieser als Werwolf verkleidete Unhold ist in die Nähe der Burg geflüchtet. Nehmen Sie die Gefahr lieber nicht auf sich, hier zu wohnen.«

»Sie können im Hotel logieren und tagsüber herfahren und sich auf der Burg umsehen«, schlug der Kommissar vor.

Aber Roxane von Felseneck reckte entschlossen ihr hübsches Naschen in die Luft.

»Dies ist die Burg meiner Väter. Hier bleibe ich für die nächsten Tage, keine Maus, kein Werwolf und kein Spuk sollen mich vertreiben. Wenn du ins Hotel ziehen willst, Gisela, dann bitte!«

»Ich bleibe bei dir, Roxane.«

»Ich bin eine von Felseneck. Ich will wissen, was hier gespielt wird. Was ist eigentlich der Grund Ihres Aufenthaltes hier, meine Herren?«

»Wir sollen bestimmte Ereignisse untersuchen«, antwortete ich. »Ich rate Ihnen dringend, ins Hotel zu ziehen, hier könnten Sie in Gefahr geraten.«

Kommissar Mallmann stimmte mir zu und bat die beiden Mädchen, sich nicht in Gefahr zu begeben. Aber Roxane von Felseneck war eigensinnig. Sie wollte nicht weichen. Und Gisela Malthus schloß sich trotz Bedenken der Freundin an.

Da konnten wir nichts ausrichten. Eine offizielle Handhabe, Roxane und Gisela von der Burg zu weisen, hatten wir nicht. Suko, der kein Deutsch verstand, stand mit vor der Brust verschränkten Armen am Fenster und schaute auf den Burghof hinaus.

Das Rattern der Betonmischmaschine und die Stimmen der Arbeiter waren deutlich zu hören. Roxane schaute mich mit ihren grünen Nixenaugen an und bat mich, dafür zu sorgen, daß das Mauseloch verstopft wurde.

Gisela Malthus, die ebenfalls ihren Schrecken überwunden hatte, hatte ein Auge auf Kommissar Mallmann geworfen. Ich übersetzte Suko Roxanes Bitte, und mein hünenhafter chinesischer Freund schob los.

»Vor diesem Brocken könnte man Angst kriegen«, sagte Gisela Malthus. »Er sieht aus, als könne er glattweg durch eine Mauer marschieren.«

»Wenn sie nicht gerade aus Beton oder Granit besteht, schafft er das vermutlich auch«, erwiderte ich. »Aber Sie brauchen sich gewiß nicht zu fürchten, Suko ist ein herzensguter Mensch. Nur Übeltäter und… Bösewichte müssen sich vor ihm hüten.«

Ich hatte Dämonen sagen wollen, es mir im letzten Moment aber anders überlegt. Roxane von Felseneck betrachtete mich und Will Mallmann prüfend.

»Sie sind mir ein Rätsel«, gestand sie. »Ein englischer Oberinspektor, ein deutscher Kriminalkommissar und ein Chinese in einer

Sondermission auf Burg Felseneck. Dahinter steckt doch viel mehr, als Sie mir bisher verraten haben, Mr. Sinclair?«

Ich sagte wieder, ich könne ihr und ihrer Freundin nichts Näheres erzählen. Noch hielt ich es nicht für nötig, Roxane von Felseneck und Gisela Malthus die ganze Wahrheit zu enthüllen und die Hintergründe aufzudecken.

Am liebsten hätte ich es allerdings gesehen, wenn sie noch zur gleichen Stunde Burg Felseneck verlassen hätten und nicht wiedergekommen wären. Denn wenn Roxane und Gisela auf der Burg blieben, dann mußten wir nicht nur die Mächte der Finsternis bekämpfen, sondern auch noch die beiden Mädchen vor ihnen beschützen.

***

Das Schlupfloch des »Untiers«, der Maus, war zugegipst. Ich stand mit Roxane von Felseneck oben auf dem Wehrgang an der Westseite der Burg, wir schauten über den Taunus. Ein Teil von Königstein und das Dorf Falkenstein waren zu sehen.

Die Burgruine Falkenstein grüßte herüber. Auf der Straße unterhalb der Burg, anderthalb Kilometer entfernt, fuhr ab und zu ein Auto vorbei. Das Gerattere war verstummt, die Maurer und Verputzer, insgesamt 19 Mann, hielten ihre einstündige Mittagspause.

Diese dauerte bei ihnen von zehn vor zwölf bis kurz nach halb zwei. Aber über die Teepausen der Engländer schimpften die Deutschen immer.

Ein paar Maurer und Verputzer saßen vor dem Wirtschaftsgebäude. Im Hauptgebäude, im noch stark nach Farbe riechenden Speisesaal, hatten wir kurz zuvor alle miteinander gegessen. Jetzt rauchte ich eine Verdauungszigarette, und Kommissar Mallmann schlenderte mit Gisela Malthus auf der Burgterrasse.

Suko streifte irgendwo auf dem Burggelände umher.

Der Wind zerzauste Roxanes Haar, ihr Teint war frisch, sie wirkte vital und gesund. Obwohl sie ein anderer Typ war, erinnerte sie mich an meine Freundin Jane Collins. Fast glaubte ich, Jane mit erhobenem Zeigefinger im Hintergrund zu sehen.

Da wir alle beide sehr gefährliche Berufe hatten, war eine zu enge Bindung nicht möglich. Zudem waren wir beide Menschen, die ihren persönlichen Freiraum brauchten. Ich schätzte Jane sehr, wir mochten und ergänzten uns, aber eine gemeinsame Wohnung oder gar eine Ehe war nicht drin.

Mit Schaudern dachte ich daran, wie Dämonen die schwangere Sheila Conolly entführt und gegen Bill und mich als Druckmittel eingesetzt hatten.[1]

Was hätte erst meiner Familie geblüht?

Es gab für mich also keinen Grund, bei jedem hübschen Mädchen die Augen zuzukneifen und an eine holde Angetraute oder ein festes Verhältnis zu denken. Will Mallmann war mit über vierzig Jahren nach wie vor eingefleischter Junggeselle.

Im trauten Kreis bemerkte er gelegentlich, gegen die Ehe spräche eigentlich nur, daß man dann verheiratet sei.

Später wollte ich mir den Burgbrunnen genauer ansehen und ein paar Tests anstellen. In der Nacht mußten wir auf der Hut sein.

»Sie sind ein faszinierender Mann, John«, sagte Roxane von Felseneck. »Sie interessieren mich sehr.«

Ich war knapp Einsneunzig groß und hatte blonde Haare und blaue Augen. Mein Gesicht war gutgeschnitten, mein Image eher das eines Sonnyboys. Ich hatte einen schweren, einen fürchterlichen und lebensgefährlichen Job, und ich sah nicht ein, weshalb ich mir das Leben noch weiter verbiestern sollte, indem ich als pessimistischer Trauerkloß mit Leichenbittermiene durch die Gegend schlich.

Eine halbmondförmige Narbe auf der linken Wange, ein Andenken an meinen großen Gegner Doktor Tod, verlieh mir ein leicht verwegenes Aussehen.

»Sie gefallen mir, Roxane«, sagte ich wahrheitsgemäß. »Wollen wir das förmliche ›Sie‹ nicht endlich lassen?«

Roxane war sofort einverstanden. Ich wickelte eine ihrer Haarsträhnen um meinen Finger, unsere Gesichter näherten sich einander. Auf einen Kuß verzichteten wir zunächst, da Will Mallmann hätte zusehen können. Sein Gefrotzel wollte ich mir ersparen.

Wir erzählten Abenteuer aus unserem Leben. Für kurze Zeit vergaß ich die unheimliche Atmosphäre der Burg und die lauernde Gefahr. Roxane erzählte von der Burg Felseneck und von ihren Vorfahren.

Burg Felseneck war zuerst um die Mitte des 13. Jahrhunderts erbaut worden. Von Fulko von Felseneck, einem Schlagetot, der sich beim zweiten Kreuzzug im Land der Sarazenen ein riesiges Vermögen zusammengeraubt hatte.

Die von Felsenecks waren Raubritter, mit ihren Nachbarn lagen sie ständig in Fehde. Geistliche und weltliche Herren berannten die Burg Felseneck alle paar Jahre. Zweimal wurden die Wälle geschleift, einmal brannte alles nieder.

Doch es überlebten immer ein oder zwei von Felsenecks, die ihre Burg an genau derselben Stelle wieder aufbauten. Mit dem Beginn der Neuzeit hatten sich dann auch die von Felsenecks umgestellt und waren Berufsoffiziere oder Großkaufleute geworden.

Der Erste und der Zweite Weltkrieg forderten einen hohen Blutzoll von der Familie. Jetzt lebten nur noch Roxane, ihre Mutter und ihr Bruder Björn.

Roxane studierte in Berlin Kunst und Musik. Ihre Mutter hielt sich

vorzugweise an der Cote d'Azur auf. Und Björn von Felseneck machte in New Yorks Wall Street Furore, vorzugsweise als Broker im Warentermingeschäft. Dabei kam ihm das Felseneckсche Räuberblut gut zupaß.

Ich äußerte mich nicht allzu ausführlich über meine Studienzeit in London, wo ich Jura und Psychologie studiert hatte. Daß mein besonderes Augenmerk der Parapsychologie galt, verschwieg ich nicht.

Über meine derzeitige Arbeit bei Scotland Yard äußerte ich lediglich, daß ich mich mit ungewöhnlichen und übernatürlichen Fällen befaßte.

»Ein Geisterjäger also?« fragte Roxane von Felseneck.

Laute Rufe vom Wirtschaftsgebäude her ließen uns aufschrecken. Da war etwas im Gange. Eilig marschierte ich los, und Roxane, Will Mallmann und Gisela Malthus schlossen sich an. Im frisch getünchten Flur standen mehrere Verputzer und Maurer.

Die restlichen Männer von den beiden Kolonnen waren im Keller unten. Ich hörte ihre aufgeregten Stimmen, auch das fistelige Organ Dietrich Künzlers erklang. Ich drängte mich durch, die, andern folgten.

Im vorderen Kellerraum debattierten der Maurerpolier und der Verputzerpolier mit dem Burgverwalter und Herbergsleiter. Die zwei Arbeiter, die auf der Burg beschäftigt waren, standen bei ihm.

Ein blasser Mann im blauen, mit Mörtel verspritzten Arbeitsanzug lehnte an der Wand und hielt sich den Hals. Weitere Maurer und Verputzer waren Zeugen der Szene.

Ich drängte mich vor. Den Reden der aufgeregten Männer entnahm ich, daß der Mann mit dem blassen Gesicht, ein Maurer, als erster an seine Arbeitsstelle in diesem Kellerraum zurückgekehrt war. Zur Restaurierung gehörte nämlich auch, daß die Fundamente unterfangen, das heißt schadhafte Stellen ausgebessert und Schwachpunkte verstärkt wurden.

Ein Horrorwesen hatte jenen Maurer im düsteren Kellerraum angefallen. Der Mann wehrte sich und schrie um Hilfe. Als seine Kollegen herbeieilten, flüchtete das Monster.

»Moment«, sagte ich. »Wir sind Kriminalbeamte. Wie sah dieses Monster aus?«

»Groß, dürr und blaß«, stammelte der Mann, der gebissen worden war. »Ein länger schwarzer Umhang umschlotterte die Gestalt. Die Kreatur stank wie eine verwesende Leiche. Das Gesicht sah aus wie ein mit Haut überzogener Totenschädel, die Eckzähne waren lang und dolchspitz. Die Augen glühten. Das Monster stürzte sich auf mich und biß mich in den Hals.«

Er nahm die Hand weg. Ich erkannte die Bißmale von zwei

Vampirzähnen. Als die Kollegen des Maurers herbeieilten, verschwand das Monster im dunklen Nebenkeller.

Die Maurer hatten dort nachgesehen und nichts entdeckt.

»Das reicht mir jetzt, Herr Künzler«, sagte der Polier der Verputzerkolonne zu dem fetten Burgverwalter. »Das war nicht der erste Vorfall dieser Art. Die unheimlichen Geräusche, die hier manchmal zu hören sind, der penetrante Gestank, darauf haben wir Sie schon früher hingewiesen.«

»Ich selbst habe ein behaartes Ungeheuer auf allen vieren über den Hof huschen und hinter der Burgkapelle verschwinden sehen«, sagte der Maurerpolier, ein stämmiger, grauhaariger Mann. »Das geschah letzte Woche.«

»Alles Hirngespinste«, erwiderte der fette Künzler. »Alte Gemäuer riechen – manchmal eigenartig. Das ist alles, was ich dazu sagen kann.«

Die beiden Poliere erzählten von einem Leuchtzeichen, das sie an einem trüben Gewittertag über dem Söller gesehen hatten. Von einer dumpfen Grabesstimme aus dem Burgbrunnen und von der Krötenplage in der Umgebung von Burg Felseneck.

Letzteres war mittlerweile soweit abgestellt worden. Dietrich Künzler wies das alles von sich.

»Hirngespinste und Sinnestäuschungen«, behauptete er. »Sie sind hier, um Ihre Arbeit zu erledigen, und nicht um zu fantasieren und sich Gespenstererscheinungen einzubilden.«

Zu dem Vampirangriff meinte er nur, vielleicht habe der Mann sich an einem Nagel gerissen.

»Ihre Leute sollten weniger Bier trinken«, sagte er zu den beiden Polieren.

Die Maurer und Verputzer waren drauf und dran, Künzler zu verprügeln. Der Verputzer- und der Maurerpolier wollten sofort ihre Chefs anrufen. Die Leute weigerten sich weiterzuarbeiten. Künzler führte die beiden Poliere in sein Büro, er grinste hämisch.

Ich untersuchte unterdessen die Bißwunden am Hals des Maurers. Sie waren tief, aber sie bluteten kaum. Der Vampirbiß lag genau neben der Halsschlagader, der Maurer hatte großes Glück gehabt.

»Halten Sie einen Moment still«, sagte ich zu dem noch immer leichenblassen Mann.

Ich holte mein silbernes Kreuz hervor und preßte das untere Ende gegen die Wunden. Es zischte, Rauch stieg auf. Der Maurer brüllte, aber er verstummte rasch wieder.

Mit ungläubiger Miene betastete er seinen Hals, wo nur noch ein rotes Mal zu sehen war. Seine Kollegen rückten gegen mich vor, ihre Gesichter waren finster, die Fäuste geballt. Kommissar Mallmann bemühte sich, die aufgebrachten Männer zu beschwichtigen.

»Was haben Sie da angestellt?« fragte der vom Vampir Gebissene. »Die ganze Zeit, seit mir das passierte, fühlte ich mich hundeelend. Es brannte und stach in der Bißwunde, und ich meinte, ferne Stimmen zu hören. Aber jetzt sind die Beschwerden wie weggeblasen.«

Ich hängte das Kreuz wieder um den Hals.

»Auf Burg Felseneck ist es nicht geheuer«, sagte ich. »Ich kann es Ihnen allen nicht verdenken, wenn Sie hier nicht mehr arbeiten wollen. – Sie sind von einem dämonischen Wesen angefallen worden. Ohne mein geweihtes Kreuz hätte die Wunde ernste Folgen für Sie haben können.«

Die Männer flüsterten miteinander und murmelten. Einer schlug das Kreuzzeichen. Sie informierten ihre Kollegen, die auf der Kellertreppe und im Erdgeschoß warteten. Der Spuk war ihnen allen in die Glieder gefahren. Die Männer waren heilfroh, den unheimlichen Keller verlassen zu können.

Ich suchte den Nebenraum auf und klopfte die Wände ab. Der Kellerraum war leer, ich konnte keine Geheimtür entdecken. Das besagte nicht viel, vielleicht war sie zu gut getarnt.

Außerdem vermochte ein Dämon oder ein Vampir selbst durch einen haarfeinen Riß in einen Raum einzudringen oder daraus zu entweichen.

Ich stieg die Kellertreppe hoch. Kommissar Mallmann und die beiden Mädchen warteten draußen. Auch Suko war wieder da. Er nahm mich zur Seite.

»Ich habe das Vorhängeschloß an der Tür der Schloßkapelle geknackt und war drinnen«, sagte er. »Die Kapelle solltest du dir nachher einmal ansehen, John. Dort erwartet dich eine Überraschung.«

***

Die Maurer und Verputzer weigerten sich, auch nur noch einen Handschlag zu arbeiten. Die zwei Poliere, Dietrich Künzler und einer seiner Burgarbeiter, traten aus dem Hauptgebäude.

Künzler beschimpfte die Poliere. Die Männer machten alle zornige Mienen.

»Leck mich doch am…!« sagte der Verputzerpolier schließlich zu dem Burgverwalter. »Verputz dir dein… Schloß doch allein! Mich siehst du hier nicht wieder.« Er klatschte in die Hände. »Auf, Leute, packt alles zusammen! Wir fahren ab!«

»Und wir auch!« rief der Maurerpolier. »In diesem alten Gemäuer sollen sich andere beißen lassen. Der Chef ist meiner Meinung.«

Dietrich Künzler drohte mit der Faust.

»Das wird Ihre Firmen teuer zu stehen kommen, das sage ich Ihnen! So eine Faulenzerbande habe ich mein Lebtag noch nicht gesehen!«

»Verschwinde bloß in deinem Bau, du fette…!« riefen ihm ein paar

kräftige Männer zu. Ihr Spruch reimte sich sogar. »Das brauchen wir uns von dir nicht sagen zu lassen! Ein Wort noch, und dir fliegen ein paar Backsteine ins Kreuz!«

Wutschnaubend drehte Künzler sich auf dem Absatz um und verschwand im Hauptgebäude. Der Arbeiter trottete hinterher. Ich mußte grinsen, der Ton auf dem Bau war nun einmal ein rauher. Aber als Faulenzer hätte Künzler die Männer nicht bezeichnen dürfen, sie waren nämlich keineswegs welche.

Danach war für sie endgültig Feierabend. Binnen zehn Minuten hatten die Maurer und Verputzer ihr Gerät in die Wagen gepackt und waren selber eingestiegen. Die Gerüste, die Kalkwannen und die Mischmaschine ließen sie erst einmal stehen, sie sollten später von Lastwagen abgeholt werden.

Zuerst fuhren die drei Pkws von der Burg, dann die VW-Busse und der Lieferwagen. Kommissar Mallmann und die beiden Mädchen Roxane und Gisela wollten sich in die Kemenate begeben. Roxane hatte vor, den fetten Künzler später zur Rede zu stellen, aber der Kommissär meinte, das habe sowieso keinen Zweck.

Ich folgte Suko in die Burgkapelle. Schon vor der Schwelle stutzte ich. Denn in die Schwelle war ein Satansschlüssel eingemeißelt.

Als ich die Tür der nicht allzu großen, düsteren Kapelle aufstieß, schlug mir dumpfer Modergeruch entgegen. Ich sah kein Kreuz und auch kein sonstiges christliches Symbol. Der Altar war mit schwarzen und roten Tüchern verhängt, an die Wände hatte man mit Blut und Pech magische Symbole geschmiert.

Es gab sechs Bankreihen und eine kleine Empore. Der Altar stand im Hintergrund erhöht. Ich stieg die Stufen hinauf, während Suko in der Mitte der unheiligen Kapelle stehenblieb.

Vor dem Tabernakel hing ein schwarzes Tuch mit dem eingestickten Symbol des Fürsten der Hölle. Ein Schauer lief mir über den Rücken, ich zog das Tuch weg.

Und prallte zurück. An einer ypsilon-förmigen Gabel hing eine Fledermaus. Sie war tot, von einem hölzernen Pflock durchbohrt. Die Flügel hatte man angenagelt.

»Hier werden Schwarze Messen gefeiert, Suko«, sagte ich, und meine Stimme klang dumpf in der hohen Kapelle.

Ein Quietschen ließ mich herumfahren. Ein Wandteil war aufgeschwungen, und in der entstandenen Öffnung neben dem Altar erblickte ich ein scheußliches Wesen. Blaß, in Leichentücher gehüllt, mit schulterlangem, verfilztem grauem Haar.

Die Haut des Monsters war lederartig und trocken wie bei einer Mumie. Die glasigen Augen starrten mich an, und ein dumpfes Heulen drang aus der vermoderten Kehle. Eine Klauenhand hob sich und winkte mir.

Ich hatte einen Wiedergänger vor mir, einen lebenden, aus dem Grab gestiegenen Toten. Ein ekelerregender Gestank strömte von ihm aus.

Ich packte die Gnostische Gemme und war mit einem Sprung bei der Wand. Aber die Geheimtür schloß sich blitzschnell in ihren Scharnieren. Ein kurzes Quietschen und ein dumpfer Laut waren nur zu hören.

Ich riß das rote Tuch von der Wand, das die Geheimtür wiederum verhüllte, und warf mich dagegen. Aber die Tür war massiv, selbst mit Sukos Hilfe konnte ich nichts ausrichten. Die Karatefäuste und -füße des massigen Chinesen dröhnten gegen die Wand – umsonst.

Die Fugen der Geheimtür waren so fein, daß wir nicht einmal den Silberdolch hineinzwängen konnten. Es war auch kein Mechanismus zu entdecken, der diese Tür öffnete.

»Hier kommen wir nicht weiter, Suko«, sagte ich. »Jetzt wollen wir mal den Burgbrunnen überprüfen. Und dann wird uns Dietrich Künzler ein paar Fragen beantworten müssen.«

Ich schaute auf die Armbanduhr, es war 13 Uhr 58. Bis Sonnenuntergang mußten wir noch einige Vorbereitungen treffen.

Als wir die Kapelle verließen, begann ein Nieselregen. Heftige Windstöße peitschten über den Taunus und umheulten Burg Felseneck. Die zwei Burgarbeiter wollten gerade das große Tor schließen, als die beiden jungen Franzosen hereinmarschierten.

Der große Jean Arnois mit der Gitarre und der kleine Bernard Roget mit der Nickelbrille. Sie steckten in ihrer Wanderkluft und trugen die Rucksäcke auf dem Rücken.

»Parbleu, was für ein Wetter!« schimpfte Jean Arnois. Er wandte sich an mich. »Monsieur, legen Sie doch ein gutes Wort für uns ein. Wir wollen nämlich für eine Weile hierbleiben, damit wir später unseren Kommilitonen berichten können, daß wir auf einer echten Spukburg gewesen sind.«

Die Arbeiter hatten das Tor geschlossen. Die Blicke, die sie mir, dem Kommissar und den zwei jungen Franzosen zuwarfen, gefielen mir gar nicht. Auch nicht der höhnische Ausdruck ihrer Gesichter.

Sie marschierten ins Hauptgebäude, wo sie Dietrich Künzler informierten.

»Gehen Sie wieder weg, wenn der Regen vorbei ist«, forderte ich Jean und Bernard auf. »Das ist hier kein Platz für Sie. Sonst ist es nämlich möglich, daß Sie Ihren Kommilitonen überhaupt nichts mehr erzählen können, weil Sie nämlich nicht zu ihnen zurückkehren werden.«

Die beiden sahen sich betroffen an. So ernst hatten sie sich die Lage nicht vorgestellt. Aber im nächsten Moment triumphierte schon wieder ihr Leichtsinn.

Der kleine Bernard tönte: »So schlimm wird es wohl nicht sein. Ein

bißchen Geheule, Leuchterscheinungen, das bringt keinen um. Das wollen wir erst einmal sehen. Wir sind schließlich nicht von Pappe.«

Ich hoffte darauf, daß Dietrich Künzler die beiden Tippler von der Burg jagen würde. Aber ich wurde enttäuscht. Er streckte sein fettes Gesicht aus dem Fenster und lächelte überfreundlich.

»Ah, die beiden ›Mossjöhs‹. Sie haben den Weg also wieder hergefunden? Entschuldigen Sie auch vielmals, daß ich gestern abend so unfreundlich zu Ihnen gewesen bin. Wenn ich es mir recht überlege, kann ich Sie recht gut noch in der Bürg unterbringen. Man muß schließlich etwas zur Völkerverständigung beitragen.«

Jean und Bernard bedankten sich, und Dietrich Künzler wollte ihnen gleich ein Quartier in der Kemenate anweisen lassen. Die Wolken öffneten ihre Schleusen, und ein Regenschauer prasselte vom Himmel. Wir flüchteten zu unserem Quartiergebäude hinüber, wo sich Kommissar Mallmann im Treppenhaus mit Roxane von Felseneck und Gisela Malthus unterhielt. Wenn ich bis dahin gehofft hatte, die zwei jungen Franzosen doch noch bewegen zu können, die Burg zu verlassen, so mußte ich mir das jetzt aus dem Kopf schlagen. Nur mit massiver Gewalt hätte man sie noch wegbringen können. Jean Arnois sah Gisela Malthus, und es war, als ginge in seinem Gesicht die Sonne auf.

Der kleine Bernard Roget aber erblickte Roxane von Felseneck und stand wie vom Donner gerührt. Er ließ den Rucksack fallen, den er in der Hand hielt, er sah drein wie ein Schlafwandler.

Gisela Malthus gefiel Jean Arnois, aber er verlor darüber seinen klaren Verstand nicht. Im Gegensatz zu Bernard Roget.

Der kleine Franzose verliebte sich auf den ersten Blick unsterblich und glühend in die schöne Roxane. Es traf ihn wie ein Blitzschlag. Nicht allen Menschen passiert so etwas, und meist kommt der Effekt in einem völlig unerwarteten Moment.

Bernard Roget hatte nur noch Augen für Roxane von Felseneck. Mit seinen Einsdreiundsechzig reichte er ihr knapp bis übers Kinn, dafür war er wesentlich pummliger als sie. Um keinen Preis der Welt würde Bernard aus der Nähe des Mädchens weichen, dessen Haar wie eine rote Flamme leuchtete.

Dabei hatte seine Liebe so gut wie keine Aussicht auf Erwiderung. Aber das wollte Bernard nicht wissen, er war wie blind.

***

Als der Regen aufgehört hatte, gingen Suko und ich zu dem Burgbrunnen mit der Zugwinde. Nach dem Regen wehte frische Waldluft über die Burg hin, die Hänge des Taunus dunsteten. Ich schaute in den Brunnen hinab.

Ein scheußlicher Modergeruch schlug mir entgegen. Weit entfernt

meinte ich phosphoreszierende Fünkchen zu sehen, die mich belauerten. Suko entzündete ein Blatt zusammengeknülltes Zeitungspapier mit dem Feuerzeug und ließ es in den Brunnen hinunterfallen.

Es trudelte tiefer und tiefer. Die Flamme wurde immer kleiner, schließlich war nur noch ein glimmendes Fünkchen zu erkennen. Der Brunnen mußte ungeheuer tief sein, siebzig Meter mindestens.

»Okay, Suko«, sagte ich. »Dann wollen wir mal.«

Wir beugten uns über den Brunnenrand, und ich murmelte aus dem Gedächtnis einen starken Bannspruch, der in die Brunnenröhre hineingrollte.

Mit meiner Gnostischen Gemme beschrieb ich magische Linien in der Luft über der Brunnenöffnung. Dann zerbrach ich einen Weihwasserflakon und ließ ihn hinunterfallen.

»Achtung«, sagte ich, und wir zogen die Köpfe zurück.

Im richtigen Moment, das Ergebnis war überwältigend. Ein fürchterliches Geheule wie aus tausend Teufelskehlen gellte in dem Brunnenschacht hoch und fuhr heraus wie aus einem riesigen Megaphon. Schwarzer Staub wirbelte empor und verdunkelte die Sicht.

Über dem Söller aber erschien die grünliche Scheibe, wirbelte wie ein Feuerrad, so daß die magischen Symbole schwarze Kreise bildeten, und schleuderte uns Blitze entgegen. Der Boden zitterte, als bäume sich tief unten etwas Gewaltiges auf.

Die Blitze des wirbelnden Feuerrades erreichten Suko und mich nicht, sie verpufften in der Luft. Denn ich reckte mein geweihtes silbernes Kreuz empor.

Es stank nach Schwefel. Das Geheule schwoll zu einem Orkan an und brach dann jäh ab. Die Stille marterte die Ohren. Im Brunnenschacht rumorte es, die Feuerscheibe löste sich auf, und der schwarze Staub sank wie Rußflocken nieder.

»Weg da!« rief ich Suko zu.

Wir rannten zur Seite. Im nächsten Moment schoß eine Wassersäule wie die Fontäne eines Geysirs aus dem Brunnenschacht, stieg fünfzehn, zwanzig Meter hoch empor und klatschte dann nieder.

Das faulige, stinkende Wasser durchnäßte uns bis auf die Haut. Das war das Ende des Spuks. Suko schüttelte sich wie ein Hund, der ins Wasser gefallen ist.

»Ob wir den Spuk im Burgbrunnen gebannt haben, John?«

Damit rechnete, ich nicht. Es wäre zu einfach gewesen. Das Resultat war so, als ob wir den dämonischen Mächten einen Nadelstich in ein empfindliches Nervenzentrum versetzt hätten. Noch einmal würde uns das vermutlich nicht gelingen.

Kommissar Mallmann, Roxane, Gisela und die zwei Franzosen

stürzten aus dem Quartiergebäude. Sie schrien uns zu, was vorgefallen sei. Künzler, ein Burgarbeiter, die Köchin und eine Gehilfin zeigten sich beim Hauptgebäude.

Der fette Burgverwalter stapfte herbei.

»Was in Teufels Namen haben Sie jetzt wieder angestellt, Sinclair?«

»Das müßten Sie am besten wissen, Herr Künzler«, antwortete ich. »Wir wollen uns mit Ihnen unterhalten. Aber zuerst müssen wir unsere Kleider wechseln.«

»Was steckt da unten im Brunnen?« fragte Will Mallmann den Burgverwalter scharf.

»Woher soll denn ich das wissen?« erwiderte der pampig. »Steigen Sie doch hinab und sehen Sie nach.«

***

Nachdem sie die Arbeit auf der Burg niedergelegt hatten, fuhren die neunzehn Maurer und Verputzer nicht sofort nach Hause. Sie kehrten in Königstein im »Goldenen Ochsen« ein, wo sie den freien Nachmittag feiern und über die Ereignisse auf der Burg reden wollten. Die neunzehn Männer rückten zwei Tische zusammen und bestellten gleich die erste Runde.

Die nächsten Stunden verstrichen wie im Flug. Da wurde geredet und debattiert, von der politischen Lage bis zu einem Verputzer, dem die Frau durchgebrannt war. Aber immer wieder kehrte das Gespräch zum Ausgangs- und Angelpunkt zurück: zur Burg Felseneck und dem Spuk.

Es war schon dunkel, als der Verputzer Walter Holzapfel die allgemeine Ansicht zum Schluß noch einmal zusammenfaßte: »Bei dere fette… schaffe mir net mehr!« sagte er im schönsten Hessisch.

Holger Redloff, der Verputzerpolier, rief zum Aufbruch.

»Es ist spät genug, Leute. Wir fahren nach Hause.«

Es gab einige Einwände, aber Holger Redloff und der Maurerpolier Karl Dassmann ließen sich nicht umstimmen. Schließlich wollten die Leute am nächsten Tag wieder arbeiten, wenn auch nicht auf Burg Felseneck.

Die Männer tranken aus und beglichen ihre Zeche. Nur Walter Holzapfel wollte nicht hören und rief die Bedienung herbei.

»Frau Wertschaft, e Bier un en Korze.«

Der »Kurze« war ein klarer Schnaps. Holger Redloff annullierte die Bestellung.

»Walter, du hast genug. Deine Alte hat mit dem Chef sowieso vereinbart, daß dein Lohn auf ihr Konto überwiesen wird, über das du keine Verfügungsgewalt hast. Weil du sonst den größten Teil des Geldes versäufst.«

Walter Holzapfel wurde nie gern daran erinnert, daß er bei seiner Emma unter dem Pantoffel stand.

»No unn?« fragte er. »Dess is doch mei Sach. Unn jetzt trink ich mei Bier und mein Korze grad. Fahrt ihr nur fort, ich kumm schun haam.«

Redloff zuckte die Achseln. Er kannte Holzapfel. Der Mann war einer seiner tüchtigsten Verputzer. Aber wenn er getrunken hatte, konnte man nicht mehr mit ihm reden.

»Wie du meinst, Walter. Aber das sage ich dir, wenn du morgen nicht pünktlich zur Arbeit erscheinst, kannst du was erleben.«

»Is recht.«

Walter Holzapfel sah seine Kollegen abziehen. Er hätte mit Holger Redloff und einem weiteren Mann aus der Verputzerkolonne im Ford 20 M des Poliers nach Bad Homburg fahren sollen. Aber er wollte nicht. Holzapfel ahnte nicht, daß sein Durst sich diesmal sehr günstig für ihn auswirken würde.

Er rettete ihm nämlich das Leben. Vor der Gaststätte verabschiedeten sich die Männer lautstark. Autotüren schlugen zu, Motoren wurden gestartet. Die drei Pkw, der Lieferwagen und die zwei VW-Busse fuhren an.

Die Fahrer hatten alle wenig getrunken, darauf hatten die zwei Poliere geachtet. Schließlich waren die Männer beruflich auf ihren Führerschein angewiesen.

Holger Redloff wußte, daß er mit seinen drei Weinschorlen noch knapp unterhalb der Promillegrenze blieb. Er mußte wie sein Mitfahrer nach Bad Homburg, er wollte über die B 455 fahren.

Es war trübes Wetter, der nasse Asphalt glänzte im Scheinwerferlicht.

»Dieser Walter ist doch ein alter Schluckspecht«, sagte der Beifahrer Josef Meier und schüttelte den Kopf. »Wetten, daß sein Schwager wieder um Mitternacht losbrausen mußt, um ihn aus der Kneipe abzuholen? Und daß er morgen einen dicken Kopf hat?«

»Da brauche ich nicht zu wetten.«

Redloff fuhr durch Oberursel. Es waren nur noch wenige Kilometer bis Bad Homburg. Er hatte das Autoradio eingeschaltet und hörte den hessischen Verkehrsfunk HR 3. Nach einer kurzen Durchsage sang Heino mit markiger Stimme von der »Schwarzen Barbara«.

Redloff steckte sich eine Zigarette zwischen die Lippen und drückte den Zigarettenanzünder am Aschenbecher ein. Er kam nicht mehr dazu, die Zigarette anzuzünden. Plötzlich fuhr ein roter Wagen vom Straßenrand los.

Er war von einer Sekunde zur anderen aufgetaucht. Ein grünliches Licht umgab ihn. Holger Redloff unterdrückte einen Fluch. Er wollte bremsen, denn der Abstand erschien ihm zu knapp. Aber er konnte es nicht.

Magisch angezogen haftete sein Blick an dem Geisterwagen und an dem bleichen Totenschädel an der hinteren Stoßstange. Eine schwarzgekleidete Gestalt mit schwarzer Kapuze saß hinterm Steuer

des Wagens, in dessen Innern es schwach grün fluoreszierte.

Der Polier und sein Beifahrer spürten einen Schmerz im Gehirn, von da an waren sie völlig im dämonischen Bann gefangen. Sie konnten kein Wort miteinander reden und kein Glied anders rühren, als die dämonischen Kräfte es ihnen befahlen.

Sie erlebten das Geschehen wie einen Alptraum. Sie wußten, was mit ihnen passierte, aber sie konnten nichts ändern. Eisige Kälte umfing sie, und eine ferne, schaurige Melodie klang an ihr Ohr.

Fürchterliche Angst erfaßte die beiden Männer. Noch war nichts passiert. Der Geisterwagen mit dem Schwarzen Tod am Steuer bog nach rechts ab. Zum Zubringer der Autobahn Frankfurt-Kassel.

Der Schwarze Tod brauste mit hoher Geschwindigkeit die Einfahrt entlang und wechselte abrupt auf die Ausfahrtsspur über. Holger Redloffs Ford 20 M hing in knappem Abstand an dem Geisterwagen wie die Stecknadel am Magneten.

Redloff und Meier blieb fast das Herz stehen. Trotz der Kälte brach ihnen der Schweiß aus. Aber sie konnten nicht einmal aufstöhnen.

Redloff vermochte den Fuß um keinen Millimeter vom Gaspedal zu nehmen oder gar zur Bremse zu bewegen.

Hupen gellten, Scheinwerfer blinkten auf. Redloff sah und hörte es wie durch einen Nebel und eine Watteschicht. Er mußte dem Schwarzen Tod und seinem Geisterwagen in einem tollen Slalom folgen, den ohne magische Kräfte nicht, einmal ein austrainiertes Rallye-As geschafft hätte.

Der Geisterfahrer und sein Opfer erreichten die Autobahn. Sie brausten in der falschen Richtung über Bad Homburg hinaus, an hupenden, blinkenden Fahrzeugen vorbei, deren Fahrer völlig entnervt und schlotternd auf dem Pannenstreifen stoppten.

Autofahrer rannten an die Notrufsäulen. Binnen Minuten prasselten über zwei Dutzend Warnmeldungen auf die Autobahnmeisterei und die Dienststelle der Autobahnpolizei nieder. Der Einsatzleiter gab sofort Alarm, er drückte einen roten Knopf.

Die Funkdurchsage ging an die Autobahnstreifen hinaus, gleichzeitig die Meldung an den HR 3. Sowie sie im Studio eintraf, unterbrach der Toningenieur sofort das laufende Programm. Der Sprecher nahm den Zettel mit der knappen Notiz in die Hand.

»Schon wieder!« ächzte er. Dann räusperte er sich kurz, drückte die Sprechtaste und sprach ins Galgenmikro: »Achtung, Achtung! Sonderdurchsage! Der HR 3 warnt alle Autofahrer auf der A 5 in Richtung Frankfurt! Zwischen Bad Homburg und Bad Nauheim fährt ein Geisterfahrer mit hoher Geschwindigkeit. Bitte…«

Holger Redloff und sein Beifahrer hörten die Meldung nicht. Redloff trat das Gaspedal durch. Die Wagen, auf die er mit auf geblendeten Scheinwerfern zubrauste, stoben zur Seite.

Es krachte auf der rechten Fahrspur und auf dem Pannenstreifen, alle drei Fahrzeuge beim Ausweichmanöver kollidierten. Dabei gab es einen Leichtverletzten und Blechschaden. Erneut warnte der HR 3 vor dem Geisterfahrer, da er auf Hup- und Lichtzeichen nicht reagierte. Die Polizei sollte den Wagen jetzt stoppen.

Holger Redloff bebte am ganzen Körper. Sein Lebenswille bäumte sich gegen das Unfaßbare auf. Alle Muskeln in seinem Körper waren verkrampft. Der dämonische Bann hielt ihn gefangen und zwang ihn voran.

Der Tachostrich kletterte und blieb bei 180 zitternd stehen. Redloff hörte die dämonische Melodie. Er starrte in die rotglühenden Augenhöhlen des Totenschädels an der Stoßstange des Geisterwagens.

Im letzten Moment wich der Geisterwagen einem alten Mercedes Diesel aus, der stur die Spur hielt. Am Steuer saß ein älterer Mann, der selten Autobahn fuhr. Radio hörte er beim Autofahren nie.

Als der Geisterfahrer ihm entgegenraste, als er beim Ausweichmanöver die Reifen kreischen hörte und nur um Haaresbreite dem Frontalzusammenstoß entging, erlitt er den Schock seines Lebens.

Der Schwarze Tod mit seinem Geisterwagen und sein Opfer rasten weiter. Sie passierten die Autobahnabfahrt Bad Nauheim, kurz bevor die Polizei eine Sperre errichten konnte. Holger Redloffs freier Wille war ausgeschaltet.

Aber sein Unterbewußtsein arbeitete und mobilisierte alle Energien. Der bärenstarke Mann zitterte am ganzen Körper und war nicht einmal fähig, das Lenkrad auch nur um den Bruchteil eines Millimeters anders zu bewegen, als der Schwarze Tod es ihm vordiktierte.

Doch plötzlich bäumte Holger Redloff sich auf. Mit einem krampfhaften Zucken verriß er das Steuer zur Seite. Sein Ford 20 M löste sich von dem Geisterwagen und schoß auf den Autobahnrand zu.

Zwischen einem haltenden Vierzig-Tonnen-Fernlaster und einem Porsche Targa schoß der Ford hindurch. Der Polier und sein Beifahrer schrien auf. Es gab einen höllischen Krach, als der Ford gegen die Leitplanke krachte und darüber hinwegrollte. Wie ein Geschoß sauste der demolierte Wagen über die Böschung hinaus, landete dreißig Meter weiter auf dem Feld und überschlug sich wieder.

Die Sicherheitsgurte hielten Holger Redloff und seinen Beifahrer. Vor einer Baumgruppe, über sechzig Meter weit weg von der Autobahn, blieb der völlig zertrümmerte Ford liegen.

Blech knackte. Benzin floß aus den geborstenen Leitungen und dem aufgerissenen Tank. Holger Redloff und sein Beifahrer lagen in dem Trümmerhaufen eingeklemmt und waren längst nicht mehr bei Bewußtsein.

Ein Kurzschluß in der elektrischen Anlage des Wagens ließ Funken stieben und entzündete die Benzindämpfe. Gleich darauf zuckte eine gewaltige Stichflamme empor.

Das Autowrack war binnen zwei Sekunden völlig in Flammen gehüllt. Der rote Widerschein des Feuers schimmerte auf den entsetzten Gesichtern der Menschen, die am Rand der Autobahn zusammengelaufen waren.

Sirenengeheul ertönte aus der Ferne. Ein Hubschrauber der Autobahnpolizei und der Rettungshubschrauber waren unterwegs. Aber Holger Redloff und Josef Meier konnte keiner mehr helfen. Es war eine Gnade für sie, daß sie das Bewußtsein nicht mehr wiedererlangten.

Das Geisterfahrzeug des Schwarzen Todes war einen Augenblick, nachdem der Ford Taunus die Leitpinke überwand, im Nichts verschwunden. In der Rauchsäule, die von dem brennenden Autowrack aufstieg, hielt sich ein grauenvoller Gestank.

***

Dietrich Künzler hatte zwei Arten, Kommissar Mallmann, Suko und mir zu antworten: unverschämt oder lakonisch. In der Schloßkapelle hätten Herbergsgäste schon vor Wochen einen Unfug angestiftet, behauptete er. Er sei noch nicht dazu gekommen, die Folgen zu beseitigen.

Von einem Werwolf, einem Vampir oder einem Wiedergänger auf der Burg wollte er nichts wissen. Der Spuk sei ihm völlig unbekannt, was da in dem Brunnen geschehen sei, unerklärlich.

»Sie werden irgendeine Höllenmaschine hineingeworfen haben, Sinclair!« beschuldigte er mich. »Lassen Sie mir jetzt alle meine Ruhe, ich habe zu arbeiten. Wenn es Ihnen auf der Burg nicht paßt, dann verschwinden Sie doch!«

Mich juckte es in allen zehn Fingern, dem Kerl damit mein Autogramm auf die fetten Hamsterbacken zu schreiben. Suko sah ich es an, daß er ähnlich dachte. Selbst im Gesicht des sonst immer so beherrschten Will Mallmann zuckte es.

Ich preßte die Lippen zusammen. Künzler saß in seinem Büro im ersten Stock des Hauptgebäudes hinterm Schreibtisch und feixte hämisch. Da zog ich mein silbernes Kreuz aus der Tasche und hielt es ihm direkt vors Gesicht.

Künzler zuckte zurück wie vor einem glühenden Brandzeichen. Die starken Kräfte des Guten packten und schüttelten ihn. Schweiß rann ihm übers Gesicht.

»Nehmen – Sie – das – weg!« keuchte er.

»Warum?« fragte ich harmlos, und auf meinen Wink glitt Suko hinter den fetten Burgverwalter und hielt ihn fest, damit er nicht ausweichen

konnte. »Was stört Sie denn so sehr daran, Herr Künzler?«

»Ich – oh – ach.«

Von einem Augenblick zum andern wurde sein Körper schlaff. Er war ohnmächtig geworden. Wir betteten ihn auf das Sofa, was nicht einfach war. Künzler wog bei knapp Einsfünfundsiebzig Größe gut 110 Kilo. Sein Mund mit dem Dreifachkinn darunter stand offen.

Ich fühlte ihm den Puls. Er schlug schwach, aber regelmäßig. Das Kreuz hatte ich weggesteckt.

»Er hat sich fein aus der Affäre gezogen«, schimpfte Will Mallmann. »Jetzt können wir ihn nicht weiter verhören.«

Ich hätte mich gern in Künzlers Büro umgesehen, aber da drängten die beiden Arbeiter, die zwei Gehilfinnen und die Köchin herein. Die Arbeiter waren alle beide finstere Kerle, die nichts Gutes ausstrahlten. Die eine Gehilfin hatte, zotteliges schwarzes Haar und Hände wie Krallen, die andere war bucklig.

Als sie den Mund öffnete, sah ich, daß sie spitze Zähne hatte. Die Köchin schließlich hatte eine für ihren Berufsstand ganz untypisch dürre Figur, einen sehr dunklen Teint und einen stechenden Blick.

Nach diesen Fünfen erschien auch noch der Beamte vom Amt für Bau- und Denkmalspflege. Die blaßblauen Augen hinter seiner randlosen Brille blickten starr und wirkten wie tot. Der Mann erinnerte mich an einen Zombie.

Die fünf Mitarbeiter der Burgverwalters begannen zu zetern und zu schimpfen. Der eine Arbeiter stieß dabei dumpfe, heulende Töne aus, eine Gehilfin zischte wie eine Schlange. Der Blick der Köchin konnte einem simplen Gemüt einen Herzanfall verursachen.

Er schien mich zu durchbohren. Suko und Kommissar Mallmann erging es ebenso. Der Beamte überhäufte uns mit Vorwürfen.

»Ruhe!« sagte ich schließlich energisch. »Künzler lebt, wir haben ihm kein Haar gekrümmt. Ich habe ihm nur das Kreuz gezeigt!«

Mit diesen Worten hielt ich der Brut mein Silberkreuz entgegen. Sie schraken alle zusammen. Ein Verhör würde nichts ergeben. Die Zeit war vorangeschritten, wir mußten uns für die Nacht auf der Horrorburg wappnen.

Wir ließen die sechs mit dem immer noch ohnmächtigen Dietrich Künzler allein und verließen das Hauptgebäude.

»Diese sechs sind keine normalen Menschen«, sagte Suko draußen im Burghof. »Ich spüre das Böse und Dämonische in ihnen.«

»Das sieht ein Blinder mit seinem Krückstock«, antwortete ich. »Die ganze Burg zu durchsuchen, hat wenig Sinn und Zweck. Wir müssen abwarten, was die Nacht bringen wird.«

»Und die zwei Mädchen und die beiden Franzosen?« fragte Will Mallmann, während wir zum Quartiergebäude hinübergingen. »Wir dürfen sie unter diesen Umständen nicht auf der Burg lassen.«

»Mehr als zureden können wir ihnen nicht«, sagte ich.

Roxane von Felseneck, Gisela Malthus, Jean Arnois und Bernard Roget erwarteten uns, bereits vor unseren Zimmern im Erdgeschoß. Das Ende des Spuks im Burghof hatten sie miterlebt. Sie waren jetzt endgültig davon überzeugt, daß es auf Burg Felseneck nicht mit rechten Dingen zuging.

Wir begaben uns alle in das enge Zimmer, das ich mit Suko teilte. Die beiden Mädchen und die Franzosen setzten sich auf die Betten. Suko und ich angelten uns jeder einen Stuhl. Kommissar Mallmann holte sein Transistorradio aus dem Zimmer und schaltete in gedämpfter Lautstärke den HR 3 ein.

Es ging auf den Abend zu. Wenn wieder ein Geisterfahrer seine Amoktour begann, wollten wir die Meldung nicht verpassen. Dann mußten wir rasch zur Stelle sein.

Ich schenkte Roxane von Felseneck, Gisela Malthus, Jean Arnois und Bernard Roget reinen Wein ein. Ich sagte klipp und klar, welchen Aufgabenbereich ich bei New Scotland Yard hatte. Und weshalb man meinen Freund Suko und mich nach Deutschland gerufen hatte.

»Das Auftreten dieser drei Geisterfahrer und der Spuk von Burg Felseneck hängen zusammen«, sagte ich. »Ich bin sicher, daß man Kommissar Mallmann, meinem Freund Suko und mir hier eine Falle gestellt hat. Wir sind mit voller Absicht hineingegangen.«

»Wir werden dieser Falle schon entrinnen«, meinte Suko optimistisch. »Und jene vernichten, die uns darin fangen wollen.«

»Aber Außenstehende und Unbeteiligte sollen dabei nicht gefährdet werden«, sprach der Kommissar. »Deshalb verlassen Sie bitte schleunigst die Burg.«

Unsere Eröffnungen mußten die vier erst einmal verdauen. Es dauerte eine Weile. Dann setzte Roxane von Felseneck sich kerzengerade auf.

»Dies ist die Burg meiner Väter«, sagte sie. »Mich hat hier niemand wegzuweisen, denn wenn jemand das Hausrecht hat, dann bin ich es. Ich bin eine von Felseneck, ich flüchte nicht, sondern ich bekämpfe die dämonischen Mächte, die sich hier eingenistet haben. – Basta!«

Roxanes Köpfchen war ebenso hart wie hübsch. Sie erklärte noch, daß die Felsenecks niemals Chorknaben gewesen seien. Aber auch kein Dämonenpack. So etwas hatte es hier nach ihrer Ansicht nicht zu geben.

»Wenn Mademoiselle von Felseneck bleibt, dann bleibe ich auch!« rief der kleine Bernard Roget mit vor Begeisterung leuchtenden Augen.

Er sah die Möglichkeit, seiner Angebeteten zu zeigen, was in ihm steckte. Jean Arnois meinte, er würde seinen besten Freund niemals im Stich lassen. Gisela Malthus druckste herum, entschied sich aber

schließlich dafür, mit Roxane auf der Burg auszuharren.

Unsere Beredsamkeit blieb umsonst.

»Also gut«, sagte ich schließlich. »Aber dann halten Sie sich genau an meine Anweisungen. Unternehmen Sie auf keinen Fall etwas auf eigene Faust. Dämonenbanner und magische Zeichen werden Sie hoffentlich schützen.«

Ich besprengte die vier mit Weihwasser und murmelte dazu einen Beschwörungsspruch.

Auf die Fensterbänke und vor die Türen der Zimmer, die wir bewohnten, zeichnete ich mit magischer Kreide Drudenfüße.

Die zwei jungen Franzosen und die beiden Mädchen beobachteten meine Vorbereitungen mit gemischten Gefühlen.

Roxane von Felseneck und Jean Arnois gab ich ein Kreuz.

»Gern sehe ich es nicht, daß Sie hier bleiben«, sagte ich zum Schluß.

»Immer wollen die Männer einen bevormunden«, antwortete Roxane schnippisch.

Kommissar Mallmann ging nach draußen, um über das in seinem Wagen installierte Funkgerät das BKA in Wiesbaden anzurufen. Superintendent Powell in London, mein Vorgesetzter, wartete sicher bereits auf meine Meldung. Doch die würde er frühestens morgen erhalten, denn unternehmen konnte er doch nichts.

Ich stellte das Transistorradio etwas lauter. Roxane von Felseneck, Gisela Malthus, Jean Arnois und Bernard Roget überschütteten mich mit Fragen. Sie wollten alles mögliche über dämonische Mächte, Spuk und Magie und über mich und meine Arbeit wissen.

Ich antwortete ausführlich. Für die vier war es nicht leicht zu akzeptieren, was sie da hörten. Aber die Erlebnisse des vergangenen Tages und des heutigen hatten ihren Geist darauf vorbereitet.

Es gab eben Dinge zwischen Himmel und Erde, die weit über die Schulweisheit hinausgingen, und die mit den Naturwissenschaften allein nicht erfaßbar waren. Ein neues Weltgefüge entstand in den Gehirnen der beiden jungen Männer und der zwei Mädchen.

Ein vieldimensionales Universum, in dem magische Kräfte, Dämonen und selbst die Mächte der Hölle ihren Platz hatten. Es widersprach dem Einstein-Universum nicht, es ergänzte es.

Während wir redeten, wurde es Abend. Es dämmerte früh. Die Nacht brach ein, und wir bereiteten uns auf die Dinge vor, die auf uns zukommen konnten.

***

Kurz vor 21 Uhr hörten wir die erste Durchsage im Radio.

»Achtung, Achtung! Sonderdurchsage! Der HR 3 warnt alle Autofahrer auf der A 5 in Richtung Frankfurt!«

Ich sprang auf wie elektrisiert.

»Wieder ein Geisterfahrer! Wir müssen hin, Will!«

Suko sollte bei Roxane, Gisela, Jean und Bernard auf dem Zimmer bleiben. Er hatte eine mit Silberkugeln geladene Pistole und andere magische Waffen. Die Geisterfahrer-Aktionen waren außerordentlich wichtig.

An der Unfallstelle – denn einen schweren Unfall mußte es geben – konnte ich vielleicht mehr herausfinden und erreichen als auf der Burg. Will Mallmann federte sofort hoch, und wir rannten aus meinem und Sukos Zimmer zum Wagen.

Will Mallmann schloß auf und schaltete das Autoradio ein. Der automatische Wähler sprang auf die Frequenz des HR 3. Wir brausten los. Am Burgtor stoppte Will Mallmann, und ich sprang heraus, um es zu öffnen. Dazu mußte ich zwei schwere Querbalken zurücklegen.

Ich stemmte mich gegen das Tor, knarrend schwang es zurück. Als ich die beiden Torflügel offen hatte, wollte ich wieder in den Wagen springen.

Da hörte ich eine wohlbekannte Fistelstimme.

»So spät noch unterwegs, Mr. Sinclair und Herr Mallmann? Fahren Sie vorsichtig. Man hört in der letzten Zeit soviel von Geisterfahrern.«

Dietrich Künzler trat aus der Tür des wuchtigen Torturms. Sein höhnisches Lachen widerte mich an.

»Wenn einem Ihrer Gäste auf der Burg auch nur ein Haar gekrümmt wird, werde ich Sie zur Rechenschaft ziehen«, teilte ich ihm mit. »Dann halte ich Ihnen nicht nur ein Kreuz vors Gesicht.«

Das Lachen verging ihm. Kaum saß ich im Wagen, da röhrte der Motor des Opel Manta auf, und Kommissar Mallmann raste von der Burg weg, durch den Wald zur Straße hinunter. Wir hatten ein ganzes Ende zu fahren.

Zunächst über die B 455 zum Autobahnanschluß Bad Homburg.

»Unter dem Sitz liegt eine Magnetschiene mit Blaulichtaufsatz und Kabel, John«, sagte Will Mallmann. »Setz das Blaulicht aufs Dach und schließ es an. Dann schalte ich noch die Sirene ein. Und schnall dich fest, John, ja?«

Ich klickte zuerst den Gurt ein, denn Will Mallmann nahm die Kurven wie ein Rennfahrer. Ich fand das Blaulicht, kurbelte das Fenster herunter und setzte den Set auf. Die starke Magnetplatte hielt ihn. Am Ende des Kabels hing ein Stecker, der in eine Anschlußbuchse neben dem Autoaschenbecher paßte.

Jetzt brauchte Will nur noch zwei Schalter umzulegen, und schon blitzte über uns das Blaulicht auf und die Sirene heulte gellend. Es nutzte uns viel, die anderen Verkehrsteilnehmer räumten für uns die Straße, und wir konnten bei Rot über die Ampeln brausen.

Das Autoradio hatte Will wieder abgeschaltet. Statt dessen hörten wir übers Funkgerät den Polizeifunk ab. Die Meldungen überschlugen

sich. Der Geisterfahrer näherte sich mittlerweile Bad Nauheim. Jeden Augenblick konnte die Katastrophe geschehen.

Ich bebte innerlich für die Menschen in dem Geisterfahrerauto. Daß sie ihre Amokfahrt nicht freiwillig unternahmen, war mir klar. Zwei Männer waren es, hieß es im Polizeifunk, in einem dunkelbraunen Ford 20 M.

Sicher hatten sie Familie, Frau und Kinder. Und ein Dämon mordete sie für seine satanischen Zwecke. Es erbitterte mich tief.

Das war einer der Augenblicke, in denen ich mir schwor, meinen Beruf niemals aufzugeben. Autobahn- und Schutzpolizisten wollten bei der Anschlußstelle Bad Nauheim eine Sperre errichten.

Polizeistreifen, ein Polizei- und ein Rettungshubschrauber und zwei Ambulanzen waren unterwegs. Zwei Feuerwehren standen bei der nächsten Autobahnmeisterei abrufbereit. Will Mallmann erreichte gerade die Autobahn, als wir es im Polizeifunk hörten. Der Geisterfahrer hatte die Anschlußstelle Bad Nauheim passiert, bevor die Sperre errichtet war.

»Ein schwarzer Schemen fliegt oder fährt dem Geisterfahrer voran«, hörten wir die Stimme eines Polizeibeamten etwas verzerrt aus dem Lautsprecher. »Ist nicht näher zu identifizieren. Ende.«

»… muß eine Sperre vor der Ausfahrt Butzbach errichtet werden«, meldete sich ein weiter entfernter Teilnehmer. »Obermörlen nicht möglich. – Achtung, Einsatzleitung Delta Eins ruft Autobahnstreifen Roger Drei und Vier! Errichten Sie Sperre bei Kilometer…«

Dann erfolgte die Meldung, auf die wir gewartet, die wir gefürchtet hatten.

»Es ist passiert! Der Geisterfahrer raste von der Fahrbahn und durchbrach die Leitplanke einen Kilometer vor der Raststätte Obermörlen! Der Wagen liegt völlig zertrümmert im Gelände! Sendet Rettungshubschrauber, Orientierungspunkt Raststätte Obermörlen.«

Eine kurze Pause, dann wieder dieselbe Stimme. Später erfuhren wir, daß ein Autobahnpolizist, der mit seinem schweren BMW-Motorrad unterwegs war, den Unfall von der Gegenfahrbahn fast unmittelbar beobachtet hatte.

»Das Autowrack brennt! Schickt die Feuerwehr!«

Verschiedene Durchsagen folgten. Wir fuhren auf der richtigen Fahrbahn, auf der flüssiger Verkehr herrschte, zur Unfallstelle. Ein Hubschrauber knatterte über unseren Köpfen. Blaulicht und Sirene schafften uns Bahn, als das Tempo sich verlangsamte.

Es gab einen Stau, denn bei der Unfallstelle fuhren die Fahrer im Schritt, um drüben etwas sehen zu können. Manche hielten sogar auf dem Pannenstreifen an oder stoppten kurze Zeit auf der Fahrbahn.

»Polizeiobermeister Richards, Autobahnstreife«, hörte ich da eine klare Stimme aus dem Funksalat heraus. »In der Rauchsäule über dem

brennenden Autowrack steht eine riesige schwarze Gestalt. Ich weiß, daß mich schon bei den letzten beiden Visionen manche für verrückt erklären wollten, weil ich das meldete. Aber das sehe ich nun einmal. Ende.«

Endlich erreichten wir die Unfallstelle. Schon von weitem sah ich den Feuerschein und die Rauchsäule. Darüber aber stand er, so hochragend, daß sein Scheitel fast die Wölken berührte.

Eine gigantische schwarze Gestalt mit einem wie blankpolierten schwarzen Totenschädel. Weiß leuchteten die Augen darin. Die weißen Zähne bleckten in einem satanischen Grinsen.

Der Schwarze Tod erfreute sich an seinem Werk. Während Kommissar Mallmann näher heranfuhr, erschien plötzlich eine riesige Sense in der Hand des Schwarzen Todes. Ihre Schneide war blutrot.

Zugleich trat die Horrorgestalt deutlicher hervor. Eine fahle Aura umgab sie. Fast glaubte ich, den Umhang des Schwarzen Todes rauschen zu hören.

Er war es, mein Erzfeind, die rechte Hand des Teufels.

Er steckte also hinter allem.

Mallmann stoppte rechts am Pannenstreifen. Die Sirene verstummte, mit einem letzten Flackern erlosch das Blaulicht. Wir öffneten die Sicherheitsgurte und sprangen aus dem Wagen. Jeder sah den Schwarzen Tod, auch in unserer Fahrtrichtung war der Verkehr zum Stillstand gekommen.

Auf der Gegenfahrbahn blockierten Streifenwagen und andere Einsatzfahrzeuge die Durchfahrt. Anderthalb Kilometer entfernt fuhren die beiden Feuerwehrautos heran.

Ich hörte entsetzte Rufe. Die Polizisten, die auf unserer Fahrbahn den Verkehr vorantreiben sollten, standen vor Schrecken und Staunen wie erstarrt. Zuschauer schrien angsterfüllt.

Ich sah einen Mann und eine Frau auf der Autobahn niederknien und beten. Ein eisiger Wind erhob sich und blies mir ins Gesicht.

Und eine dumpfe Grabesstimme hallte: »John Sinclair!«

Der Schwarze Tod rief mich. Ich fröstelte. Aber ich ergriff Silberkreuz und Beretta und stieg über die Leitplanken am Mittelstreifen. Will Mallmann rief mir etwas nach, was ich nicht verstand.

Er eilte hinter mir her. Sonst wagte niemand sich zu rühren. Die Szene war erstarrt. Ich lief an den Menschen vorbei, Polizisten, Sanitäter und dem Notarzt eines Ambulanzwagens und Unfallzeugen. Ich stieg über die Leitplanke und schritt quer übers Gelände.

Nicht weit von dem brennenden Autowrack entfernt stand der Rettungshubschrauber mit rotierenden Drehflügeln. Ein Polizeihelikopter knatterte in der Luft, aber der Pilot hielt sich wohlweislich vom Schwarzen Tod fern.

Polizisten und die Männer aus dem Rettungshubschrauber waren von

der Brandstätte und vom Schwarzen Tod zurückgewichen. Der schwere, feuchte Ackerboden klebte an meinen Schuhen.

»John Sinclair!« tönte es wieder.

Der Schwarze Tod winkte mir mit seiner linken schwarzen Knochenhand. Ich hob das Kreuz empor. Eine silberne Aura umflimmerte es und silbrige Strahlen gingen davon aus. Fein und nadeldünn waren sie.

Ich stand allein dem Schwarzen Tod gegenüber, der riesig über mir aufragte. Seine Füße waren nicht zu erkennen, sein schwarzer Umhang begann einige Meter über dem Boden. Unter dem Schwarzen Tod brannte das Autowrack und bestrahlte ihn mit einem düsteren roten Schein. Fetter schwarzer Rauch umwölkte die Horrorgestalt.

Der Schwarze Tod sah auf mich herab wie auf ein ekliges Insekt. Dann sauste die riesige rote Sense nieder. Ich sah sie heranzischen und duckte mich. Knapp über meinen Kopf pfiff die haarscharfe Schneide hinweg, ich spürte den Luftzug.

Im Hochfedern feuerte ich zweimal. Aber die geweihten Silberkugeln störten den Schwarzen Tod überhaupt nicht.

Wie ein Turm ragte er empor.

»Bis zum nächsten Mal, John Sinclair«, tönte seine hohle Stimme. »Dann wirst du sterben – von meiner Hand.«

Ein dumpfes Gelächter folgte, und die Horrorgestalt mit der roten Sense verflüchtigte sich. Der Schwarze Tod war in die Dimensionen des Horrors und des Wahnsinns zurückgekehrt, aus denen er stammte. Die Eiseskälte wich, ich spürte die Hitze des Feuers.

Ich wich ein paar Schritte zurück. Will Mallmann trat zu mir.

»Was meinte er mit dem nächsten Mal?« fragte er.

»Den nächsten Geisterfahrer-Unfall«, antwortete ich. »Er kommt bestimmt.«

***

Ich mußte nicht viele Fragen beantworten, Kommissar Mallmann regelte das für mich. Vor den inzwischen erschienenen Reportern schirmten uns Polizisten ab. Die Feuerwehr war vorgefahren.

Mit schweren Schaumlöschern, die sie auf dem feuchten Ackerboden nur mühsam transportieren konnten, löschten die Feuerwehrleute das brennende Autowrack. Von einem Einsatzbus der Autobahnpolizei aus wollte ich per Autotelefon Burg Felseneck anrufen.

Will Mallmann sprach mit dem Einsatzleiter, einem Kommissar der Autobahnpolizei. Ich reinigte meine schmutzigen Schuhe im feuchten Gras, so gut es möglich war, und stieg in den Bus, in dem hinten ein komplettes Mini-Büro eingerichtet war.

In diesen Bus war ein Radarmeßgerät eingebaut und eine automatische Kamera. Damit stellten sich die Freunde und Helfer

gelegentlich an unübersichtlichen Stellen auf und brachten Raser und Schnellfahrer zur Strecke.

Zwei Polizisten saßen hinten in dem Bus. Der eine ließ sich die Nummer von Burg Felseneck von der Zentrale geben. Dann rief er das Amt und ließ die Verbindung herstellen.

Ich nahm den roten Hörer. Wieder und wieder tutete das Freizeichen, aber niemand hob ab. Wir versuchten es also noch einmal.

Diesmal hörte ich ein Flüstern und Raunen in der Leitung. Ferne dämonische Laute und eine eigenartige Melodie.

»Hallo!« rief ich. »Hallo! Hallo!«

»Ja, hier Burg und Jugendherberge Felseneck«, meldete sich endlich der Teilnehmer am anderen Ende.

Seine Stimme konnte ich nicht erkennen.

»John Sinclair. Geben Sie mir Suko. Schnell!«

Ich wollte wissen, was auf der Burg geschah. Lange Sekunden hörte ich nichts.

Dann die Worte: »Dein Freund Suko brät in der Hölle, Sinclair.«

Ein Kichern folgte, damit war die Verbindung unterbrochen. Ich alarmierte sofort Will Mallmann. Eine wahnsinnige Angst erfaßte mich. Hatte man uns etwa weggelockt? Lebten Suko und die jungen Leute nicht mehr? Oder erlitten sie vielleicht ein Schicksal, das weit schlimmer war als der Tod?

Mallmann erreichte, daß der Polizeihubschrauber uns zur Burg Felseneck fliegen sollte. Seinen Opel Manta ließ der Kommissar stehen. Ein Polizeibeamter sollte ihn später abliefern.

Wenige Minuten später landete der Sikorsky S 76 – Polizeihubschrauber auf der Autobahn inmitten der Einsatzfahrzeuge. Polizisten hielten Neugierige und Reporter zurück. In der Kanzel sah ich den Piloten mit dem weißen Helm, der Flugbrille und dem Bügelmikrofon vorm Mund.

Geduckt liefen Kommissar Mallmann und ich zur Einstiegluke hin, die wir von außen öffnen mußten. Mallmann stieg zuerst in die Kabine. Vom Einstieg aus warf ich noch einen Blick zurück.

Die Feuerwehrleute waren dabei, mit Blechscheren und Stemmeisen die verkohlten Leichen aus dem Autowrack zu bergen. Polizisten mit Zinksärgen warteten schon. Als ich die Zinksärge sah, mußte ich wieder an meine Freunde auf Burg Felseneck denken.

Brauchten auch sie solche Särge?

***

Suko, die beiden jungen Franzosen und die zwei Mädchen hielten sich noch immer im Zimmer Sukos und Johns auf. Im Wirtschaftsgebäude gegenüber der Kemenate brannte im ersten Stock in mehreren Zimmern Licht. Dort lag Künzlers Büro. Beim Söller

leuchtete eine Lampe.

Eine unheilvolle Atmosphäre brütete über der Burg. Die vier jungen Leute unterhielten sich nur flüsternd. Suko sagte ab und zu einmal etwas. Sowohl die Franzosen als auch die deutschen Studentinnen sprachen recht gut Englisch, so konnten sie sich mit Suko verständigen.

John Sinclair und Kommissar Mallmann waren schon eine halbe Stunde fort. Aus dem Radio wußten die fünf im Zimmer, daß der Geisterfahrerwagen verunglückt war und daß es zwei Tote gegeben hatte. Sie waren tief betroffen. Auf der Burg hatte sich bisher nichts geregt. Roxane erhob sich und wendete sich zur Tür.

»Wohin wollen Sie?« frage Suko.

»Mir die Nase pudern«, antwortete das rothaarige Mädchen etwas schnippisch. »Wir brauchen doch hier wirklich nicht alle herumzusitzen wie die Karnickel bei einem Gewitter.«

»Seien Sie vorsichtig«, sagte Suko. »Es ist gefährlich hier.«

Roxane zog eine Schnute. Sie hatte kaum das Zimmer verlassen, als auch Bernard aufstand. Er sagte, er wolle etwas in seinem Zimmer besorgen. Suko runzelte die Stirn, aber dann nickte er. Er postierte sich bei der Tür, um im Notfall bei einer dämonischen Attacke sofort eingreifen zu können.

Der Korridor wurde von einer einzelnen Glühbirne nur spärlich erhellt. Bernard wartete, bis Roxane jene Tür am Ende des Korridors verließ, hinter der es gelegentlich zu rauschen pflegte.

Sie schritt ihm entgegen, und Bernard packte ihren Arm.

»Mademoiselle Roxane, bitte folgen Sie mir aufs Zimmer, ich muß Ihnen etwas erklären.«

Er war so aufgeregt, daß er fast stotterte. Roxane belächelte den kleinen Franzosen, aber sie folgte ihm. In dem engen Zimmer, das Jean Arnois und Bernard Roget teilten, sah es nicht gerade ordentlich aus. Schuhe, Socken und andere Kleidungsstücke lagen herum, eine halbvolle Weinflasche stand auf dem Tisch.

Bernard schloß die Tür. Er legte die Hand in der Herzgegend auf seine rundliche Brust und schaute zu Roxanes Augen hinauf. Sie befanden sich ein ganzes Stück über den seinen.

Er atmete schwer.

»Aber was ist denn?« fragte Roxane. »Ist Ihnen nicht wohl?«

Da brach es aus Bernard Roget heraus.

»Mademoiselle Roxane, wollen Sie mich heiraten? Nein, unterbrechen Sie mich nicht, ich bitte Sie, lassen Sie mich ausreden.«

Bernard sank auf ein Knie nieder und reckte pathetisch die Linke empor.

»Ich habe mich unsterblich in Sie verliebt im selben Moment, in dem ich Sie sah. Sie sind die Frau für mich. Mein ganzes Streben und

Trachten wird von jetzt an nur noch darauf ausgerichtet sein, Sie zu erobern, Mademoiselle. Ich weiß, Sie nehmen mich jetzt vielleicht noch nicht ernst, aber Sie werden schon erkennen, wie ernst ich es meine. Ich weiß auch, ich bin nicht schön, und ich bin klein. Aber auch Napoleon war klein, und er ist der größte und bedeutendste Mann seiner Zeit gewesen.«

»Sie wollen mich also heiraten und ein Napoleon der Zahnmedizin werden?« fragte Roxane lachend. »Stehen Sie auf, lieber Bernard, Sie müssen den Kopf verloren haben. Morgen werden Sie über diesen Antrag lachen wie ich jetzt. Ich will Sie nicht kränken, ich fühle mich sogar sehr geehrt. Aber erstens möchte ich in den nächsten vier, fünf Jahren überhaupt noch nicht heiraten. Zweitens bezweifle ich auch, ob wir zueinander passen würden. Außerdem kennen wir uns ja kaum.«

»Mademoiselle, Sie können Bernard Roget gleich kennenlernen.«

Der etwas pummlige Franzose sprang auf und begann, Roxane seine persönlichen Verhältnisse darzulegen. Er berichtete von seiner Familie, von seinen jetzigen finanziellen Verhältnissen und seinen Zukunftsplänen.

Sogar die Kinderkrankheiten, die er gehabt hatte, verschwieg er nicht. Roxane wehrte lachend ab.

»Bernard, Bernard, beruhigen Sie sich. Wir werden später noch einmal darüber reden.«

Der kleine Franzose hatte nicht angenommen, Roxane im ersten Anlauf erobern zu können.

»Sicher, Mademoiselle. Lassen Sie mich Ihre Hand küssen.«

Roxane gab ihm die Rechte, an der ein schmaler Ring mit einem Beryll funkelte. Amüsiert sah sie, wie Bernard Roget leidenschaftlich seine Lippen auf ihren Handrücken preßte. Dann drückte er Roxanes Hand an sein Herz.

»Ich werde Sie immer auf Händen tragen, Mademoiselle Roxane. Mein Lebensinhalt soll es sein, Sie glücklich zu machen. Ich hole Ihnen den Mond und die Sterne vom Himmel, wenn Sie es wollen.«

»Versprechen Sie da nicht etwas zuviel?« fragte Roxane und klimperte mit den langen Wimpern. »Ein Zahnarzt als Himmelsstürmer, na, ich weiß nicht… Sind Sie denn immer so stürmisch?«

»Nein, eigentlich bin ich schüchtern. Aber Ihr Anblick und Ihr Liebreiz haben mich völlig überwältigt, schönste Mademoiselle.«

Der kleine Franzose küßte Roxanes Hand noch einmal. Dann kehrten sie zu den andern zurück, die sie bereits erwarteten und neugierig anschauten. Bernard hatte vor lauter Aufregung einen roten Kopf und atmete schwer.

Roxane lachte innerlich über Bernard, aber sie fühlte sich auch

geschmeichelt. Der kleine Franzose wußte, was er wollte, er hatte eine ritterliche Art gegenüber Frauen und würde sicher einmal einen guten und treuen Ehemann abgeben.

Aber an einen Typ wie ihn hätte Roxane nicht gedacht. Sie hatte keinen Mangel an Verehrern. Ihr gefielen große, sportliche und männlich wirkende Männer, zum Beispiel John Sinclair.

Bernard Roget erinnerte sie an einen fetten kleinen Kapaun. Bis sie sich ihm zuwendete, mußte schon allerhand geschehen.

***

Der Polizeihubschrauber schwebte über der Burg Felseneck. Über die Sprechanlage konnten wir mit dem Piloten reden.

»Landen Sie im Burghof!« forderte ich ihn auf.

Der Hubschrauber schwebte nieder. Die Kabine war schallisoliert, trotzdem hörten wir den Motorenlärm und das Getöse des großen und des kleinen Drehflügels deutlich. Kommissar Mallmann und ich spähten aus den Kabinenfenstern nieder.

Nur wenige Lichter brannten auf der Burg. Uns fiel nichts Ungewöhnliches auf, die düstere, unheimliche Atmosphäre war die übliche. Eine Minute später landeten wir vor dem Hauptgebäude. Der Motorenlärm des Hubschraubers wurde von den Mauern zurückgeworfen und dröhnte ohrenbetäubend.

Ich entriegelte die Lukentür und schob sie zurück. Die Beretta mit den geweihten Silberkugeln in der Rechten, das silberne Kreuz in der Linken, sprang ich auf das Kopfsteinpflaster des Burghofs.

Zwei Sekunden später stand Will Mallmann neben mir, die Walther PPK in der Faust.

Suko, die beiden Mädchen und die zwei Franzosen eilten von der Kemenate herbei. Und Dietrich Künzlers fette Gestalt schob sich aus dem Eingang des Hauptgebäudes. Der magere Beamte vom Amt für Bau- und Denkmalspflege und einer der finsteren Arbeiter erschienen hinter ihm.

Geduckt liefen der Kommissar und ich unter den rotierenden Drehflügeln weg. Der Luftzug zerrte an unseren Haaren. Der Pilot in der Kanzel hatte zwei Landescheinwerfer eingeschaltet. Er beobachtete uns.

»Ist etwas passiert, John?« wollte Suko wissen.

»Dasselbe wollte ich dich fragen«, entgegnete ich.

Auf Burg Felseneck war bisher alles in Ordnung, wie ich erfuhr. Ich machte dem Piloten mit zwei Fingern das V-Zeichen, er winkte zurück und legte einen Hebel um. Die Rotoren wirbelten schneller, die Kufen des Hubschraubers lösten sich vom Boden. Etliche Sekunden später hob der Helikopter ab und flog den blassen Sternen entgegen.

Dietrich Künzler trat hinzu und fragte barsch: »Was fällt Ihnen denn

jetzt ein, Sinclair? Sind Sie von allen guten Geistern verlassen, hier mit dem Hubschrauber so einen Lärm zu veranstalten?«

»Für Sie bin ich immer noch Herr oder Mr. Sinclair«, wies ich ihn zurecht. »Ich habe vor wenigen Minuten hier angerufen, eine merkwürdige Stimme antwortete mir. Da war ich in Sorge.«

Künzler tippte an seine Stirn.

»Hören Sie öfter merkwürdige Stimmen, Sinclair?«

»Soll ich ihm Manieren beibringen?« fragte Suko und betrachtete den Fetten finster.

»Laß ihn«, erwiderte ich. »Mach dir die Finger nicht an ihm schmutzig.«

Normalerweise war es nicht meine Art, so zu reden. Aber Dietrich Künzler hatte ein besonderes Geschick, andere auf die Palme zu bringen. Der Spitzname, den die Maurer und Versputzer ihm gegeben hatten, fiel mir ein.

Er paßte wie die Faust aufs Auge. Ich erzählte von dem Geisterfahrer-Unfall, und ich erwähnte, daß der Polier Holger Redloff und der Verputzer Josef Meier die Geisterfahrer gewesen waren und den Tod gefunden hatten. Zwei Männer, die noch an diesem Tag auf der Burg gearbeitet hatten.

Wir hatten die Namen der beiden Unfallopfer an Bord des Hubschraubers über den Polizeifunk gehört. Bei dieser Gelegenheit erfuhren wir auch, daß es sich um zwei Mann von der Verputzerkolonne handelte. Denn zuvor hatten wir die Namen der Arbeiter ja nicht gekannt.

»Um diese Faulenzer ist es nicht schade«, war Künzlers Kommentar.

Jetzt rutschte mir doch die Hand aus. Ich hieb dem fetten Burgverwalter und Herbergsleiter die Ohrfeige herunter, die er schon lange verdiente. Ich dachte an die schreckliche Angst und das Grauen, das die beiden Männer Redloff und Meier in den letzten Minuten ihres Lebens ausgestanden hatten.

An ihren Tod in dem völlig zertrümmerten, brennenden Autowrack.

Da konnte ich nicht anders. Es sah aus, als wollten sich Künzler, der Burgarbeiter und der Beamte auf uns stürzen. Aber dann hob Künzler die Hand, die Geste stoppte den finsteren Arbeiter und den mageren Beamten.

»Was sagen Sie dazu, Herr Kommissar?« rief Künzler anklagend. »Ihr englischer Kollege hat mich geschlagen. Muß ich mir das gefallen lassen?«

»Keineswegs«, antwortete Will Mallmann trocken. »Sie können gern herkommen und sich von mir noch eine Ohrfeige auf die andere Backe holen, damit Sie nicht einseitig werden.«

»Das werden Sie bereuen! Alle miteinander! Ihr sollt den Adep…«

Er verstummte, drehte sich abrupt um und schritt zum

Hauptgebäude. Der Arbeiter und der Beamte hielten sich nicht länger bei uns auf. Der Hubschrauber war nur noch leise von ferne zu hören. Die Maschine verschwand in Richtung Wiesbaden.

Ich war sicher, daß Künzler Adept hatte sagen wollen. Ein Adept war ein Eingeweihter, ein Jünger eines Geheimkults oder einer Geheimlehre. Aber noch kein weit Fortgeschrittener oder Meister. Dietrich Künzler war der Adept des Schwarzen Todes. Das erläuterte ich Suko, dem Kommissar und den vier jungen Leuten, als wir zum Kemenatengebäude gingen. Wir suchten Sukos und mein Zimmer auf. Die Geisterstunde wollten wir alle zusammen abwarten, wenn dann nichts geschah, wollten wir uns schlafen legen, denn wir waren hundemüde.

»John, glauben Sie, daß Künzler ein Dämon ist?« fragte Roxane.

Sie hatte ihr roten Haare mit einem blauen Tuch zusammengerafft. Ein Blouson aus Nappaleder, Bluse, eine Kette mit Modeschmuck, Jeans und hohe Stiefel vervollständigten ihren Dreß. Gisela Malthus war in ihrem bunten Folklorekleid auch nicht reizlos.

Aber ihr fehlten das Flair und die Vitalität von Roxane von Felseneck.

»Der Burgverwalter hat viel Dämonisches an sich«, antwortete ich. »Ich bezweifle, ob er mit einer normalen Waffe wie mit einem Messer oder einer Pistole zu töten wäre. Aber ein echter Dämon der Hölle ist er noch nicht.«

»Vermutlich wäre er gern einer«, meinte der Kommissar.

Ein Höllendämon hatte ungeheure magische Kräfte und immense Fähigkeiten. Künzler war, um in einen andern Jargon zu verfallen, noch ein Lehrling. Wenn er mich, Suko und Will Mallmann ans Messer lieferte, hatte er sein Gesellenstück vollbracht.

***

Wenige Minuten vor Mitternacht erlosch das Licht. Wir hatten vorgesorgt und Kerzen bereitgestellt. Ihr Schein erhellte das Zimmer. Wir saßen noch alle zusammen. Suko, Will Mallmann und ich, Roxane, Gisela, Jean und Bernard.

Jean hatte auf der Gitarre geklimpert, aber es wollte sich keine rechte Stimmung einstellen. Was ich von der Todesfahrt der beiden Männer von der Verputzerkolonne und dem Auftreten des Schwarzen Todes bei der Autobahn erzählt hatte, war allen aufs Gemüt geschlagen.

Nur Bernards Gedanken weilten ganz woanders. Er sah Roxane ständig an wie ein Mondsüchtiger das Nachtgestirn. Fast genauso unerreichbar war sie für ihn wohl auch.

Denn Roxanes grüne Nixenaugen funkelten mich immer wieder an.

Bei Kerzenlicht warteten wir. Suko und ich spähten aus dem Fenster.

Draußen leuchtete wieder jener düstere Schein, und über dem Söller flammte die glühende Scheibe mit den kabalistischen Symbolen. Im Hauptgebäude brannte kein Licht, auch sonst nirgends.

Eine schwarze Wolke hatte sich vor den Halbmond geschoben, und Finsternis herrschte um die Burg. Schwefelgestank und Kälte krochen ins Zimmer. Vom Söller oben war ein grauenhaftes Heulen zu vernehmen.

Mir war es, als ob ich einen Schatten oben sähe. War es der Werwolf vom vergangenen Abend?

»Ich habe solche Angst«, stieß Gisela Malthus hervor.

Roxane von Felseneck und Jean Arnois umklammerten das Kreuz, das ich ihnen gegeben hatte. Bernard Rogets Brillengläser spiegelten die zwei flackernden Kerzenflammen wider. Seine Hände waren zu Fäusten geballt.

»Der Spuk beginnt«, flüsterte er.

Ich schaute auf die Armbanduhr. Der Stunden- und der Minutenzeiger standen genau übereinander. Mitternacht! In Königstein schlug die Kirchturmuhr.

Meine Sinne waren angespannt, die Nerven prickelten. Ich lauschte. Was würde in dieser Nacht geschehen?

»Oramus ad Satanam!« schallte da ein dumpfer Gesang von der Schloßkapelle her.

Laßt uns zum Satan beten! hieß das. Blasphemische Worte folgten. Ich glaubte, Dietrich Künzlers Fistelstimme zu hören. In den unheimlichen Gesang mischten sich dämonische Laute. Heulen, Wimmern, Stöhnen, ein grollendes Brummen wie von einem Untier.

»Wir müssen da mal nach dem Rechten sehen, Suko«, flüsterte ich. »Will, du bleibst hier bei Roxane, Gisela, Jean und Bernard.«

»Ich will Sie begleiten, Mr. Sinclair«, sagte Bernard Roget mit einem Mut, den ich ihm nicht zugetraut hätte. »Geben Sie mir eine Waffe.«

»Bleiben Sie hier und passen Sie auf Roxane und Gisela auf«, antwortete ich. »Sie haben keine Kampferfahrung mit Dämonen und Geistern. Sie würden uns mehr schaden als nützen.«

Bernard Roget schaute wütend drein. Er hatte es sich in den Kopf gesetzt, ein Held zu werden. Ich konnte mich nicht damit aufhalten, seine Seele zu trösten. Die Beretta und das Silberkreuz hatte ich, eine Gnostische Gemme, magische Kreide und ein Weihwasserflakon steckten in meinen Jackentaschen.

Ich dachte an den Vampir, der am Mittag im Burgkeller den Maurer angefallen hatte, und nahm noch einen kurzen spitzen Holzpflock aus dem Einsatzkoffer. Suko schob den Silberdolch mit dem kreuzförmigen Griff in den Gürtel.

Er nickte mir zu. Ich hieß die andern, auf uns zu warten, und nahm im Hinausgehen die Stablampe vom Tisch. Draußen war der Pech-

und Schwefelgestank noch intensiver. Wir spähten umher.
»Dominus Asmodis, spiritum malum da nobis hodie!« sang der unheilige Chor.
Herr Admodis, deinen bösen Geist gib uns heute!
Dann folgten scheußliche Töne, ein disharmonisches Gequäke und Spektakel. Eine Dämonenorgel spielte. Ich hatte in der Kapelle aber kein Musikinstrument gesehen. Aus dem Oberlicht und den Seitenfenstern der Kapelle sahen wir giftgrünes Licht strahlen.
Ich warf Suko einen raschen Blick zu, wir rannten los. Wieder erscholl das Wolfsgeheule, hinter dem Hauptgebäude diesmal. Doch unser Ziel war die Kapelle. Wir erreichten sie, ich rüttelte an der schmiedeeisernen Türklinke.
Der Riegel, an dem das von Suko geöffnete Vorhängeschloß hing, war zurückgelegt. Die Kapellentür war von innen verschlossen. Der unheilige, dumpfe Gesang dröhnte lauter, die Dämonenorgel spielte schriller. Gekreische und ein Schrei gellten drinnen in der Kapelle.
Der Todesschrei einer Frau! Suko und ich warfen uns gleichzeitig mit der Schulter gegen die Kapellentür. Sie flog auf, und wir stolperten über die Schwelle mit dem Teufelsschlüssel. Ein schreckliches Bild bot sich uns.
Rechts und links vom Altar, in dessen Tabernakel die gepfählte und angenagelte Fledermaus hing, standen zwei hochlodernde Feuerbecken. Um den Altarsockel herum tanzten anderthalb Dutzend Horrorgestalten einen scheußlichen Reigen. Im Satansreigen drehten sich Vampire mit rotglühenden Augen und spitzen Zähnen, behaarte Werwölfe mit mörderischen Klauen und Fängen, schleimige, quallige Ghouls, Wiedergänger in Leichengewändern und eigenartige Schattenwesen.
Vor dem Altar aber stand der fette Burgverwalter, nackt bis zum Gürtel, ein langes Dolchmesser emporgereckt. Er hatte einen Helm mit zwei gewundenen Teufelshörnern aufgesetzt, sein Gesicht war zu einer Grimasse verzerrt.
Vor ihm, auf zwei flache, x-förmige Gestelle gefesselt, lagen zwei junge Frauen, nur mit einem Slip bekleidet. Ihre Gesichter konnten wir nicht erkennen. Die Dämonenbande kreischte wie toll.
Das Orgelspiel schien die entweihte Kapelle zu sprengen und uns alle in andere Dimensionen zu tragen. Im Gegensatz zu draußen herrschte in der Kapelle eine schwüle Hitze. Es stank noch schlimmer.
Die Brust des einen Opfers war voller Blut. Künzler hob das blutige Messer über den Busen des Anderen.
»Halt, im Namen des Lichts und des Guten!« schrie ich da, feuerte eine Silberkugel in die Luft ab und reckte mein Kreuz empor.
Suko stieß einen Karateschrei aus und stürmte voran, den Silberdolch in der Faust. Künzler, der Adept des Schwarzen Todes, lachte gellend.

Ich sah, daß er zustoßen und das zweite Opfer töten wollte.

Da feuerte ich gezielt auf ihn. Der Hohepriester der Schwarzen Messe zersprang in Stücke wie ein Spiegel, in den eine Eisenfaust schlägt. Ein Hohngelächter gellte, die Dämonenorgel verstummte jäh, und von einer Sekunde zur andern verschwand der ganze Spuk.

Man hatte uns genarrt. Suko und ich standen allein in der dunklen, leeren Kapelle, die genauso aussah wie am Nachmittag. Keine Feuerbecken, kein grünliches Licht, keine Dämonen, kein Adept und keine Opfer.

Nur das Hohngelächter dauerte an.

»Sinclair«, rief eine höhnische Stimme, »Narr John Sinclair! Ohg, hohohoho, John Sinclair!«

Dann war es völlig still.

»Ende der Vorstellung«, sagte Suko lakonisch. »Der Schwarze Tod geruht mit uns zu spielen.«

»Immerhin wissen wir jetzt, daß wir auf allerhand gefaßt sein müssen«, sagte ich. »Diesmal war es nur ein Trugbild, das nächste Mal könnten die Dämonen Wirklichkeit sein. Auf Burg Felseneck herrscht das Böse. Es ist möglich, daß der Schwarze Tod seine Kreaturen herzuschicken vermag.«

Das war nicht überall der Fall. Auch die Schwarze Magie und die magischen Kräfte der Dämonen waren Gesetzesmäßigkeiten unterworfen, die ebenso streng wie die Naturgesetze galten. Kein Dämon konnte Horrormonster auf die Welt schleudern, wo und wie es ihm beliebte.

»Schöne Aussichten«, stellte Suko fest.

Ernüchtert verließen wir die Kapelle, in der es kalt geworden war. Draußen leuchtete noch das fahle Licht, die grünliche Scheibe stand über dem Söller. Im Wirtschaftsgebäude, wo der Burgverwalter und seine Angestellten wohnten, regte sich nichts.

Aber hinter dem Söller traten zwei Gestalten hervor, uns entgegen. Eine bleiche Erscheinung mit langen Eckzähnen und einem modrigen Umhang. Und eine behaarte Gestalt mit Reißzähnen und Klauen, die auf allen vieren ging.

Ein Vampir und ein Werwolf. Sie stellten sich zum Kampf. Außer ihnen waren keine weiteren Monster zu sehen. Ich steckte das silberne Kreuz und die Beretta weg, denn ich wollte die dämonischen Wesen nicht vorzeitig in die Flucht treiben.

Statt dessen nahm ich den kurzen Holzpflock in die Rechte. Suko hielt den silbernen Dolch so, daß seine große Hand das Kreuz verbarg. Wir waren gut aufeinander eingespielt. Ohne daß wir darüber sprachen, wußte Suko, daß ich versuchen wollte, den Vampir und den Werwolf zu packen.

Vielleicht konnten sie uns etwas verraten, wenn wir sie dazu

zwangen.

»Ich nehme den Vampir«, sagte ich zu Suko.

Der hünenhafte Chinese nickte nur. Wir schritten näher, und mitten im Burghof standen wir einander gegenüber. Der Vampir stieß ein Heulen aus. Die dürren Hände wie Klauen vorgereckt, sprang er mich mit einem wahren Tigersatz an.

Gedankenschnell wich ich aus. Der Blutsauger, dessen Kopf wie ein mit lederartiger Haut überzogener Totenschädel aussah, verfehlte mich knapp. Ich knallte ihm die linke Faust hinters Ohr, daß er zur Seite flog und sich am Boden überkugelte.

Meine Hand schmerzte, als ob ich gegen hartes Holz geschlagen hätte. Suko empfing den Werwolf mit einem Karatetritt. Dem Monster brach im Getümmel ein Zahn ab. Schon war Suko an ihm und hieb mit dem Knauf des Silberdolches und mit der Handkante auf es ein.

»Mein« Vampir war rasch wieder auf den Beinen. Diese Höllenwesen hatten barbarische Kräfte. Diesmal stoppte mein Faustschlag den Blutsauger nicht. – Es konnte derselbe sein, der am Mittag im Burgkeller den Maurer angefallen hatte.

Er packte mich, er stank nach Tod und Verwesung, und seine klauenartigen Hände waren eiskalt. Ein Prankenhieb des Werwolf es verfehlte Suko nur knapp und zerfetzte den Stoff seiner Jacke an der linken Schulter.

Ich rang mit dem Vampir, Suko kämpfte mit dem Werwolf. Der Blutsauger war ungeheuer stark. Ich konnte ihn nicht niederhalten, ja, es gelang ihm, sich auf mich zu wälzen. Seine Linke krallte sich in meine Haare, und er riß den Rachen auf.

Ich lag mit dem Rücken auf dem schmutzigen Kopfsteinpflaster. Die Vampirzähne näherten sich meiner Halsschlagader. Aber so leicht ließ sich John Sinclair von einem Vampir nicht den Lebensfaden abtrennen.

Mein Holzpflock drang vom Rücken her ins Herz des dämonischen Wesens. Der Vampir bäumte sich auf, er heulte zum bewölkten Himmel empor. Er fiel zur Seite, ich setzte mich auf.

Vor meinen Augen zerfiel der Vampir zu Staub. Ich schaute zu Suko und seinem Gegner hinüber. Der Werwolf jaulte auf, denn mein Freund hatte ihm mit dem Silberdolch einen Stich in die Schulter versetzt.

Das Monster sah, daß es nicht mehr gewinnen konnte, denn von dem Vampir waren nur noch Staub, Knochen und Stoffetzen vom Umhang übrig. Da drehte der Werwolf sich um und rannte humpelnd davon.

Den rechten Vorderlauf konnte er nicht richtig gebrauchen. Suko eilte hinterher. Ich sprang auf, mein Herz hämmerte, der Kampf hatte mich angestrengt. Um den Vampir brauchte ich mich nicht mehr zu kümmern, mehr als ein Häufchen Asche würde von ihm nicht bleiben.

Suko verfolgte den Werwolf, in einigem Abstand eilte ich hinterher. Die Stablampe war mir aus der Tasche gerutscht – und lag am Boden.

Suko konnte den Werwolf nicht einholen. Das Monster erreichte das Wirtschaftsgebäude und riß die Eingangstür auf. Suko stoppte, riß den Arm zurück und ließ ihn vorschnellen. Der Dolch zuckte wie ein silbriger Blitz durch die Luft.

Er hätte den Werwolf zweifellos in den Rücken getroffen. Aber da zuckte ein grüner Strahl von der Flammenscheibe über dem Söller, traf den Dolch und lenkte ihn aus der Bahn. Die Waffe prallte nur gegen das Mauerwerk des Palast und fiel auf den Boden.

Im nächsten Moment hatte der Werwolf die Tür hinter sich zugeschlagen und heulte dumpf drinnen im Haus. Wir rannten hinzu, die Tür war abgesperrt. Suko hob den Silberdolch auf, und wir hämmerten mit den Fäusten gegen die Tür.

Mein Plan, wenigstens eins der Monster zu überwältigen und auszuforschen, war gescheitert. Aber ich gab noch nicht auf. Ich zog die Beretta und wollte gerade Kugeln ins Türschloß jagen, da ging in einem Zimmer im ersten Stock links von der Tür das Licht an.

Künzler riß das Fenster auf und streckte das fette Gesicht hervor.

»Sinclair!« schrie er mit seiner Fistelstimme. »Was treiben Sie schon wieder? Sind Sie von Sinnen, Mann? Das ist doch kein Tollhaus hier.«

Die Unverschämtheit dieses Kerls raubte mir langsam den Nerv.

»Öffnen Sie, Künzler!« befahl ich. »Wir suchen jemanden.«

»Ich werde mich über Sie beschweren«, drohte er. »Eine Zumutung ist das.« Suko trat wieder gegen die Tür, daß es dröhnte, und Künzler rief: »Moment, Moment, ich komme ja schon!«

Er knallte das Fenster zu. Bald hörten wir ihn im Haus rumoren und schimpfen. Die Lampe über der Tür leuchtete auf. Ein Schlüsselbund klirrte, dann wurde geöffnet.

Der Burgverwalter stand vor uns, mit einem Hausmantel und Pantoffeln bekleidet. Die wenigen Haare standen ihm wirr vom Kopf ab.

»Was soll der Krawall zu nachtschlafender Zeit? Hat man Sie deshalb aus England hergeholt, Sinclair? Sagen Sie Ihrem Schlitzauge, daß hier in Deutschland andere Sitten herrschen als bei ihm zu Hause. Eine Unverschämtheit ist das! Sie sind ja nicht bei Trost, Mann!«

Ich war es leid, mich von diesem Dämonenknecht so beschimpfen zu lassen, zog das Silberkreuz aus der Tasche und hielt es ihm vor die Stülpnase. Künzler prallte zurück.

Von da an war er wesentlich kleinlauter. Ich stellte ihn zur Rede, aber es war die alte Geschichte. Dietrich Künzler behauptete, von nichts zu wissen. Die Flammenscheibe über dem Söller leuchtete nicht mehr, und der unheimliche Glanz war erloschen.

Burg Felseneck lag still und friedlich. Kommissar Mallmann, der

hinten an der Ecke unseres Quartiergebäudes gestanden und alles beobachtet hatte, kehrte ins Haus zurück.

Künzler log uns frech ins Gesicht. Ich erwog, ihn von Suko packen zu lassen und ihm mit dem geweihten Silberkreuz zuzusetzen. Aber dann wäre er nur wieder ohnmächtig geworden.

»Sie sollten sich mal auf Ihren Geisteszustand untersuchen lassen, Sinclair«, trumpfte er noch einmal auf. »Was Sie alles zusammenphantasieren. Ein Spuk in der Kapelle, unheimliche Laute, Licht, Geister, Sie leiden an Halluzinationen.«

»Ihre Stunde wird schon bald schlagen, Meister Künzler«, verriet ich ihm. »Jetzt grinsen Sie sich innerlich eins, aber wer zuletzt lacht, lacht am besten.«

Ich holte die Taschenlampe, und wir durchsuchten das Wirtschaftsgebäude vom Dachboden bis zum Keller. Die Köchin, die Gehilfinnen, ein Burgarbeiter und der Beamte erschienen! Sie zeterten und protestierten. Diese Brut paßte gut zu ihrem Herrn, dem Burgverwalter.

Den Werwolf fanden wir nicht, aber daß der eine Burgarbeiter fehlte, war auffällig. Der Vampir hatte nicht zu jenen gehört, die tagsüber als Mitarbeiter des Burgverwalters und Herbergsleiters auftraten.

Als wir die furchtlose Durchsuchung beendet hatten, sagte ich zu Künzler: »Gehen Sie mit Ihrer Mischpoche wieder zu Bett. Und träumen Sie angenehm vom Schwarzen Tod. Sie werden nicht der erste sein, dem ein Pakt mit einem Dämon das Genick bricht, Künzler.«

Er brummte etwas Unverständliches. Sowie wir draußen waren, knallte die Tür hinter uns zu. Ein Hohn- und Spottgelächter schallte hinter der verschlossenen Tür.

»Was für eine Bande«, sagte Suko, als wir zu unserem Quartier zurückkehrten. »Dieser Künzler ist nicht nur ein Dämonendiener, sondern auch einer der fiesesten und unsympathischsten Typen, die ich je in meinem Leben getroffen habe.«

»Wem sagst du das!« seufzte ich. »Wenn er zur Hölle fährt, kann sich Asmodis mit ihm herumärgern. So ein Widerling ist mir auch selten begegnet.«

Bis auf ein paar Tropfen schwarzen Blutes auf der Kellertreppe hatten wir von dem verletzten Werwolf nichts gefunden. Für diese Nacht war der Spuk sicher vorbei. Aber was würde in der nächsten geschehen?

***

Ich wollte mich gerade auskleiden und zu Bett gehen, da klopfte es an der Tür. Auf meine Frage meldete sich Roxane von Felseneck.

»John, darf ich einen Moment hereinschauen?«

»Nur zu.«

Ich schloß die Tür auf. Draußen stand die schöne rothaarige Roxane mit einem bezaubernden Nichts von Neglige »bekleidet«. Es zeigte mehr, als es verhüllte. Roxanes Nixenaugen lockten, kleine Pünktchen flimmerten in der grünen Iris.

»Ich fürchte mich so, John. Nach allem, was heute passiert ist. Und ich glaube, die Maus ist wieder oben.«

»Soll ich meine Karatefähigkeiten gegen die Maus einsetzen, oder schaffst du sie allein, John?« fragte Suko scherzhaft.

Das deutsche Wort Maus hatte er verstanden.

»Wenn sie nicht gerade die Tollwut hat, werde ich sie wohl allein überwältigen können«, antwortete ich. »Bis gleich dann, alter Freund. Als Kavalier muß ich einer Dame beistehen.«

»Bis morgen früh«, sagte Suko anzüglich.

Er sprach Chinesisch, ein paar Brocken konnte ich. Das chinesische Wort für Neidhammel gehörte leider nicht dazu. Ich folgte Roxane zur Treppe. Dabei bemerkte ich, daß die Tür des Zimmers, in dem die beiden französischen Dentistikstudenten übernachteten, einen Spalt offenstand. Jean oder Bernard riskierten ein Auge in den Flur.

Der kleine Bernard tat mir ein wenig leid, ich wußte, wie verknallt er in Roxane war. Aber war es meine Schuld, daß sie ihn kaum beachtete?

Auf der Treppe hatte ich Gelegenheit, Roxanes schwingende Hüften zu begutachten. Das Licht brannte inzwischen wieder. Meine magischen Waffen und auch die Stablampe hatte ich bei mir. Im Zimmer der beiden Mädchen fiel mir zunächst auf, daß Gisela Malthus nicht anwesend war.

»Sie wird doch wohl nicht bei Kommissar Mallmann Zuflucht gesucht haben?« fragte Roxane mit naivem Augenaufschlag. »Wir haben nämlich solche Angst.«

Das sagte sie so, daß mir nichts anderes übrigblieb, als sie in die Arme zu nehmen und zu trösten. Ich war schließlich nicht aus Stein. Den Rest der Nacht verbrachte ich im Bett der schönen Roxane. Den Spuk und auch die böse Maus hatten wir völlig vergessen.

Das eine Mauseloch hatte Suko ohnehin fachgerecht zugegipst. Vermutlich saß die Maus im Loch und grollte über diesen Eingriff in ihre Privatsphäre.

Es war schon hell, als ich unten leise aufschloß und zu Suko ins Zimmer schlich. Aber der Chinese hatte einen leichten Schlaf.

Er öffnete ein Auge.

»Die Maus hat Lippenstift an deinem Hals hinterlassen, John. Viel Zeit zum Schlafen hast du nicht mehr.«

»Aus dir spricht der blanke Neid, Suko«, tadelte ich ihn. »Du kennst doch den alten Schlager: Was kann der Sinclair denn dafür, daß er so schön ist?«

Nachdem ich mich ausgekleidet hatte, legte ich mich ins Bett und schnarchte bald den Schlaf des Gerechten. Zumindest behauptete Suko immer, daß ich schnarchen würde. Dabei sägte er jede Nacht seine zwei Festmeter Holz.

Den Opel Manta des Kommissars brachte eine Funkstreife schon um sieben Uhr morgens.

An diesem Tag wollte ich mit Kommissar Mallmann zum BKA nach Wiesbaden fahren, wo die Informationen über die vier Geisterfahrten gesammelt wurden. Die Daten vom gestrigen Geisterfahrer-Unfall waren heute schon im Computer gespeichert.

Vielleicht fanden wir interessante Details heraus. Besonders auf die Aussagen der Zeugen, die den Geisterfahrer Holger Redloff und seinen Beifahrer beobachtet hatten, war ich gespannt.

Am späten Nachmittag wollten wir wieder auf Burg Felseneck zurück sein. Suko sollte die Stellung halten und aufpassen.

***

Zum Frühstück gab es auf der Burg schlechten Malzkaffee und hartes Brot mit ranziger Margarine und einer uralten Kunststoffmarmelade. Dietrich Künzler hatte sich diese Schikane ausgedacht, um sich an seinen Gästen zu rächen.

Bernard Roget aß nur zwei Äpfel auf dem Zimmer. Er hatte schrecklichen Liebeskummer. Er hatte gesehen, daß John Sinclair Roxane ins Obergeschoß gefolgt und nicht wieder zurückgekehrt war. Dieser Schock tötete Bernards Liebe aber nicht.

Er zürnte auch Roxane nicht. Aber John Sinclair hätte er erwürgen können. Die Eifersucht quälte ihn. Finster starrte er aus dem Fenster auf den Burghof hinaus.

Er, der kleine, pummlige Bernard, mußte sich bei den Mädchen immer mächtig ins Zeug legen, um etwas zu erreichen. Oft hatte er schon Pleiten erlebt. Aber so einem Supermann und Sonnyboy wie John Sinclair, dem flogen sie alle zu.

Sogar die schöne Roxane. Die Welt war ungerecht. Als Sinclair und der Kommissar im Opel Manta abfuhren, wünschte Bernard sehnlich, sie würden sich in der nächsten Kurve den Hals brechen. Dann fiel ihm ein, daß die beiden Männer noch gebraucht wurden, um den Spuk von Burg Felseneck und den Schwarzen Tod zu bekämpfen.

Da wollte er ihnen lieber nichts Böses wünschen. Bernard seufzte abgrundtief. Mit einem Geisterjäger konnte ein angehender Zahnarzt nicht konkurrieren.

Neue Rachegedanken keimten in Bernard Roget. Er stellte sich vor, daß er Sinclair später in seiner Praxis hätte. Mit dem Zahnarztbohrer würde er es ihm so heimzahlen, daß er es nie vergessen würde.

Jean Arnois trat ein, er ließ den Kopf hängen. Auch er war geknickt,

denn er hatte ein Auge auf Gisela Malthus geworfen. Und der gefiel nun einmal Kommissar Mallmann besser.

»Wir sollten weiterwandern«, sagte Jean. »Mon ami, wir haben auf dieser Burg kein Glück in der Liebe. Aber was soll's, auch andere Mütter haben hübsche Töchter. Laß uns abhauen. Sollen sie allein sehen, wie sie mit ihrem Spuk einig werden. Das Frühstück war übrigens auch ganz hundsmiserabel.«

»Nein!« rief Bernard da und schlug mit der Faust auf den Tisch. »So leicht gebe ich nicht auf. Als ich fünfzehn war, sagte mir mal ein Wahrsager, ich würde eine ganz tolle rothaarige Frau heiraten. Ich bin sicher, damit ist Roxane gemeint. Sie ist nur noch nicht richtig auf mich aufmerksam geworden. – Jean, ich habe einen tollen Plan.«

»Du bist nicht zu retten«, sagte Jean.

Aber er hörte sich den Plan seines Freundes an. Zuerst schaute er befremdet, dann schüttelte er den Kopf, und zuletzt tippte er sich an die Stirn.

»Wir sollen allein den Spuk von Burg Felseneck beenden und uns womöglich noch mit dem Schwarzen Tod anlegen? Ich bin doch nicht lebensmüde. Nein, Bernard, ohne mich. Für mich ist auf Burg Felseneck, damit du es nur weißt, der Käse gegessen!«

Bernard stieß einen Seufzer aus.

»Und ich dachte, du bist mein Freund«, beklagte er sich. »Bon, wie du meinst. Zieh nur weiter, Jean, und alles Gute. Ich wünsche dir viel Glück und später eine große Zahnarztpraxis in Toulon. Wenn du gelegentlich an deinen armen Freund Bernard denkst, der elend auf Burg Felseneck sterben mußte, weil du ihn im Stich ließest, dann trink einen doppelten Korn. Das wird dir darüber hinweghelfen.«

Bernard wollte es tatsächlich allein versuchen. Er war felsenfest entschlossen, seiner angebeteten Roxane zu beweisen, daß er ein ebenso toller Kerl war wie der Geisterjäger John Sinclair.

Jean tigerte im Zimmer auf und ab. Er rang mit sich selbst, er raufte sich den Bart und die Haare.

»Quel malheur! So ein Starrkopf! Ja, die Frauen gehören verboten, sie bringen nichts als Scherereien. Bon dieu, was fange ich nur an?« Schließlich entschloß er sich. »Bernard, ich bin dabei. Niemand soll sagen, daß Jean Arnois einen Freund im Stich gelassen hat. Wir müssen vor allen Dingen darauf achten, daß Suko uns nicht auf die Schliche kommt. Dieser chinesische Karatebrocken kann den einen von uns nehmen und den andern damit durchprügeln.«

Sie berieten und hatten bald einen Weg gefunden. Sie wollten sagen, sie hätten vor sich auf der Burg umzusehen, aus Interesse an historischen Bauwerken. Dabei wollten sie einen Eingang in die Kellerräume und Gewölbe suchen.

Denn sie nahmen an, daß der oder die Urheber des Spuks sich

tagsüber dort verbargen. Was auf sie zukam und wie sie damit fertigwerden wollten, wußten sie noch nicht genau. Ihre Kenntnisse über Schwarze Magie und dämonische Mächte beschränkten sich auf das, was ihnen John Sinclair erzählt hatte.

Und auf den Besuch einschlägiger Horrorfilme zu Hause in Frankreich. Mit dem Kreuz und einem Weihwasserflakon meinten sie schon allerhand ausrichten zu können.

Bernard hatte vor, in der Küche der Jugendherberge zwei Fleischmesser zu entwenden, die sie mit Weihwasser besprengen wollten.

»Kennst du ein geeignetes Gebet, Jean?« fragte Bernard.

»Mir fällt im Moment außer dem Vater unser nur ein: Ich bin klein, mein Herz ist rein…«

»Unsinn, das paßt nicht«, sagte Bernard. »Im Ernstfall rufen wir: Nieder mit dem Schwarzen Tod: Asmodis, raus aus Felseneck!«

Der Plan war beschlossen. Und was als eine Komödie begann, das konnte rasch als eine dämonische Tragödie enden. Leichtsinn und Liebe trieben die beiden jungen Franzosen. Sie wußten nicht, worauf sie sich einließen.

Sie waren wie Kinder, die sich einbildeten, mit einem Spielzeuggewehr einen Panzer abschießen zu können.

***

Nach dem Mittagessen wollte Suko ein Nickerchen halten. Auch Roxane und Gisela hatten sich aufs Zimmer zurückgezogen. Die beste Gelegenheit für Jean Arnois und Bernard Roget also, ihr Vorhaben in die Tat umzusetzen. Das Mittagessen, ein Eintopf, hatte wie Leim geschmeckt. Doch Bernard war es immerhin gelungen, in einem unbewachten Moment zwei lange Fleischmesser aus der Herbergsküche zu holen.

Mit Kreuz und Weihwasserflakon schlichen sich die beiden Freunde aus der Kemenate. Sie hörten Suko bis in den Flur hinaus schnarchen.

»Sollen wir versuchen, Sinclairs Einsatzkoffer zu entwenden?« fragte Jean, als sie draußen vor der Gebäudetür standen.

»Lieber nicht, sonst wacht der Chinese womöglich noch auf. Außerdem ist dieser Sinclair clever. Bestimmt hat er seinen Einsatzkoffer irgendwie gesichert.«

Bernard hatte recht. Der Spezialkoffer hatte Sicherheitsschlösser. Hantierte ein Unbefugter daran, der nicht genau die richtigen Handgriffe beachtete, dann strömte aus einer Düse ein hochwirksames Betäubungsgas aus.

Es hätte Jean und Bernard binnen zwei Sekunden gefällt. Sie spähten umher. Jeder trug außer den Mitteln gegen die Dämonen noch eine Taschenlampe bei sich, die zu ihrer Wanderausrüstung gehörte.

Und Jean hatte den rostigen alten Schlagring seines Großvaters in der Tasche.

Der Burghof lag leer, es war niemand zu sehen. Die Baugerüste, die Kalkwannen und die Mischmaschine standen noch da. Und hinter und neben dem Hauptgebäude lag der Erdaushub.

Jean und Bernard beschlossen, beim Söller anzufangen. Die massive Holzbohlentür war mit einem Vorhängeschloß versperrt. Bernard zog sein Schnupftuch aus der Tasche. Er schob ein Ende durch den Bügel des Vorhängeschlosses, nahm beide Enden und ruckte ein paarmal kräftig. Mit dieser ebenso primitiven wie wirksamen Methode öffnete er das Schloß.

»Gewußt wie!«

Die beiden Studenten schlüpften in den Söller und zogen die Tür hinter sich zu. Es war düster, und es roch modrig. Jean wollte die Wendeltreppe hinauf nach oben steigen, aber Bernard hielt ihn am Parkazipfel zurück.

»Moment. Wir wollten in die Gewölbe eindringen, mon ami.«

»Los!«

Der wuchtige Söller hatte einen Gewölberaum und eine enge Nische. Im Halbdunkel stiegen die Franzosen hinunter. Allerlei altes Gerumpel lag herum, eine Ratte quiekte. Jean und Bernard knipsten die Taschenlampen an.

Sie untersuchten die Mauerfugen sorgfältig.

Bernard fiel das Fleischmesser aus der Hand. Er bückte sich, um es aufzuheben, dabei sah er, daß in eine Mauerfuge ein modriger Stoffetzen eingeklemmt war. Sofort wies er Jean darauf hin.

Er schob die Messerspitze in den Spalt und probierte. Ein Druckwiderstand gab nach, und im nächsten Moment schwang ein Teil der Wand zurück. Ein finsteres Loch gähnte. Kalte, nach Schwefel und Verwesung stinkende Luft quoll heraus.

Jean und Bernard überwanden ihren Abscheu. Sie drangen in den Geheimgang vor, und die Tür schloß sich hinter ihnen. Der Gang, in dem Mörtel, Staub, Spinnweben und niedergebröckelte Steine lagen, war knapp Einssiebzig hoch und etwa einen Meter breit.

Geduckt schlichen die zwei Freunde voran, die Messer stoßbereit. Ihre Taschenlampen erhellten das Dunkel. Plötzlich ertönte ein schriller Schrei, und die beiden erschraken fürchterlich. Ein Schemen flatterte ihnen entgegen.

Aber es war nur eine Fledermaus. Die Studenten konnten aufatmen.

»Weiter!« rief Bernard Roget, der die treibende Kraft bei dem Unternehmen war.

Jean Arnois wünschte längst, Burg Felseneck den Rücken gekehrt zu haben. Aber er wollte sich von seinem kleinen Freund nicht beschämen lassen und nicht als ein wortbrüchiger Feigling dastehen.

Bernard aber hatte die Liebe blind gemacht für die Gefahr.

Die beiden gelangten an eine Abzweigung. Feuchte, kalte Luft schlug ihnen entgegen, der Geruch war sehr übel. Sie sahen Tageslicht.

»Dort ist der Brunnenschacht«, sagte Bernard. »Wir gehen geradeaus weiter.«

Sie passierten weitere Abzweigungen. Auf den Steinen des Geheimgangs wuchs an manchen Stellen zentimeterdick der weißliche Mauerschwamm. Viele Steine waren mit Kristallen und Phosphaten überzogen. Und an einer Abzweigung sprossen bleiche Pilze.

Mitten in diese Pilze hatte ein unförmiger Fuß hineingetreten.

»Hier unten treiben sich noch andere herum«, stellte Bernard fest.

Kurz darauf standen die Studenten vor einer Mauer. Ein Stein ragte hervor, Bernard drückte darauf. Quietschend und rumpelnd öffnete sich ein Mauerstück. Der Schein der Taschenlampen fiel auf Flaschenregale und wuchtige Fässer. Jean und Bernard waren im Weinkeller unter dem Wirtschaftsgebäude gelandet.

»Das lasse ich mir gefallen«, lachte Jean. »Jetzt nehmen wir erst einen Schluck zur Stärkung.«

Bernard sagte nicht nein. Sie traten in den Weinkeller. Durch die halbrunden Kellerfenster fiel nur wenig Tageslicht ein. Schmutzig und staubig waren diese Fenster, mit Spinnweben verhangen.

Jean und Bernard lauschten und schauten sich in dem gewölbeartigen Keller um. Sie hörten nur das Fallen eines Wassertropfens. Und außer ein paar Kellerasseln war kein lebendes Wesen zu entdecken.

Ein schwacher Weingeruch drang ihnen angenehm in die Nase. Jetzt begannen sie mit der Überprüfung der Regale. Jean hielt schließlich eine staubige Flasche empor. Das Etikett hatte er ein wenig saubergewischt.

Es handelte sich um einen Müller-Thurgau, Jahrgang 55, Rheinhessen, Spätlese.

»Das ist ein Tröpfchen!« sagte Bernard beifällig. »Genau richtig für uns zwei Genießer. Der fette Künzler weiß, was gut ist.«

»Sein Weinkeller ist auch das einzig Sympathische an ihm«, meinte Jean. »Hast du einen Korkenzieher, Bernard? Es ist direkt eine Sünde, daß wir diesen herrlichen Wein aus der Flasche trinken müssen.«

An Bernards Taschenmesser war ein Korkenzieher angebracht. Nicht ohne Mühe zog Jean den Korken. Ihre Taschenlampen hatten die beiden Studenten aufs Bord gelegt und ausgeknipst.

»Zum Wohl«, sagte Jean, hob die Flasche und ließ einen Schluck über die Zunge zum Gaumen rinnen.

Er kostete mit geschlossenen Augen. Bernard nahm die Flasche, wischte den Hals ab und hob sie ebenfalls zum Salut.

»Auf Roxane! Auf unsere drei Kinder und meine spätere

Zahnarztpraxis!«

Auch er trank genießerisch.

»Hm, das schmeckt nach mehr.«

Er reichte Jean die Flasche. Da erscholl ein dämonisches Geheule, so unvermittelt, daß die beiden Freunde heftig zusammenschraken. Jean ließ die Flasche fallen, sie zerklirrte am Boden. Ein grünliches Licht erleuchtete plötzlich den Weinkeller. Dietrich Künzler trat hinter dem Regal hervor.

Der fette Burgverwalter hatte sich kerzengerade aufgerichtet. Sein Gesicht war zu einer dämonischen Fratze verzerrt. Seine Pupillen glühten. In seiner rechten Handfläche leuchtete ein verkleinertes Abbild der Flammenscheibe über dem Söller, als er die Hand hob.

»Ihr habt es gewagt!« sagte er mit grollender Stimme. »Kreaturen der Finsternis, Sklaven des Schwarzen Todes, packt sie!«

Zwei Geheimtüren sprangen auf. Heraus drängte sich eine Schar von anderthalb Dutzend Monstern. Vampire, Werwölfe, Ghouls, Wiedergänger und Schatten umringten die angstbleichen Studenten.

Grollend und fauchend drang die Meute vor. Leichen- und Modergestank umwehte sie. Dietrich Künzler stand im Hintergrund, der Adept befehligte diese Schar.

Jean und Bernard fielen ihre lockeren Studentensprüche nicht ein. Schlotternd hob Jean das Kreuz und tastete mit zitternder Hand nach dem langen Fleischmesser. Die höllische Meute vermied es, das Kreuz anzuschauen.

Ein Ghoul umschlang Jean mit seinen Quallenarmen. Bernard wehrte sich nachhaltiger. Er nahm eine Weinflasche vom Regal und hieb sie dem nächstbesten Werwolf über den Kopf, daß sie zerbrach. Das Monster heulte auf.

Aber dann hatten die Höllenwesen Bernard und Jean gepackt und niedergerissen. Sie hätten sie umgebracht, aber das Flammenzeichen in Künzlers Handfläche glühte auf.

»Tötet sie nicht!« befahl der Burgverwalter. »Bringt sie in ein Verlies. Der Schwarze Tod soll entscheiden, was mit ihnen geschieht.«

Eiskalte Hände schnürten Jean und Bernard die Luft ab. Sie wußten von nichts mehr.

***

Beim BKA in Wiesbaden wurden Kommissar Mallmann und ich sehr freundlich und zuvorkommend empfangen. Bald sprachen wir mit einem Polizeioberrat und weiteren leitenden Beamten. Wegen der Zeugenaussagen über die letzte Geisterfahrt brauchten wir uns nicht zu bemühen.

Wir erhielten die Informationen frei Schreibtisch geliefert. Zwei Nachfragen gingen über Funk hinaus. Polizisten suchten die

betreffenden Leute auf, bald lagen uns die Antworten vor.

Danach hatten Augenzeugen beobachtet, wie Holger Redloff kurz hinter Oberursel abrupt beschleunigte und wenig später mit überhöhter Geschwindigkeit auf die Autobahnzufahrt raste.

Die zwei Zeugen hatten sich gewundert, daß der dunkelbraune Ford 20 M bei der hohen Geschwindigkeit und der nassen Fahrbahn nicht aus der Kurve flog. Diese Zeugen und noch einige andere sahen vor dem Ford einen dunklen Schemen.

Undeutlich nur und verzerrt. Was auch immer den Geisterfahrer Redloff wie die vorigen in seinen Bann geschlagen und hinter sich hergezogen hatte, es befand sich teilweise in anderen Dimensionen.

Mein Abenteuer mit dem Horror-Taxi von New York fiel mir ein.[2] Damals hatte der Spuk am Steuer gesessen. Wendete der Schwarze Tod diesmal einen ähnlichen Trick an, um seinen Opfern den Tod zu bringen?

Ich hielt es für sehr wahrscheinlich. Der Zweck der Geisterfahrten war mir noch nicht ganz klar. Der Schwarze Tod, ein mächtiger Dämonenfürst, gab sich nicht damit ab, ein paar unbedeutende Menschen ohne besonderen Effekt umzubringen.

Bei den Geisterfahrten, durch das Grauen und die Todesangst der Opfer, den Schrecken der anderen Verkehrsteilnehmer und schließlich die furchtbaren Unfälle, wurden metaphysische Energien frei.

Der Schwarze Tod nutzte sie für seine dämonischen Pläne.

Die Einrichtung einer Sonderabteilung für übersinnliche Fälle war beim BKA ernsthaft im Gespräch. Namhafte Gelehrte sollten als Berater engagiert und besonders geeignete, bewährte Beamte für ihre speziellen Aufgaben als Geisterjäger geschult werden.

Als Leiter der PSI-Abteilung, wie sie zunächst provisorisch hieß, war Kommissar Mallmann im Gespräch. Ich hörte noch, daß mein Freund Professor Zamorra in zwei Wochen nach Deutschland kommen wollte, um eine Vorlesung über Schwarze Magie und Dämonologie in unserer Zeit zu halten.

Leider würde ich dann wohl nicht mehr da sein, ich hätte ihn gern begrüßt. Beim Mittagessen sprach ich eine Bitte aus. Bisher stand uns nur Kommissar Mallmanns Wagen zur Verfügung. Das war etwas wenig, es konnte sich ergeben, daß wir einen weiteren fahrbaren Untersatz brauchten.

Ich wollte einen Leihwagen. Aber Will Mallmann hatte eine andere Idee.

»Suko ist doch passionierter Motorradfahrer?« fragte er. »Da wäre eine schnelle Maschine mit eingebautem Funkgerät und allem Drum und Dran viel geeigneter. Ein Motorrad ist beweglicher und viel schneller im Start. Es läßt sich vielseitiger einsetzen.«

»Das ist eine gute Idee, Will.«

Beim BKA war das kein Problem. Eine schwere BMW R 90/S sollte zur Verfügung gestellt werden.

Diesen heißen Ofen sollte ich nach Burg Felseneck kutschieren. Ein Motorrad-Dreß wurde mir zur Verfügung gestellt, den für Suko sollte Will Mallmann im Wagen mitnehmen. Kurz vor 17 Uhr verabschiedeten wir uns beim BKA.

Ich legte den Lederanzug, Handschuhe, Schutzbrille und den Sturzhelm an. Die BMW wartete draußen auf dem Hof. Ich schob die aufgebockte Maschine an. Ein Kripobeamter wollte mir die Handhabung erklären.

Aber ich winkte ab.

»Danke, ich kann Motorradfahren. Auf einer BMW dieses Typs habe ich zwar noch nicht gesessen, aber sie wird sich wohl nicht wesentlich von anderen Fabrikaten der gleichen Klasse unterscheiden.«

»Nein, Sir.«

Ich fand den Anlasser nicht gleich, bei Sukos Kawasaki lag er woanders. Doch dann röhrte der Motor los. Ich brauste ab, zunächst hinter Kommissar Mallmanns Opel Manta her. Nach ein paar Ecken fühlte ich mich schon wesentlich sicherer auf dem Motorrad, und ich rief Will über Funk.

»Hier ist John. Ich lege jetzt einen Zahn zu. Sieh du zu, daß du heute noch mit deiner alten Mühle von Auto zur Burg gelangst. Roger.«

»Fahr nicht zu toll, du Rocker«, ertönte Wills Antwort aus dem Helmmikrophon, das mit dem Funkgerät gekoppelt war. »Ich habe keine Lust, dich ins Krankenhaus zu bringen. Over.«

Ich zog an Will Mallmann vorbei und gab Gas. Die Abendsonne schien zwischen den Wolken. Die Fahrt durch den Taunus auf der starken Maschine war herrlich. Der Fahrtwind sauste mir um die Ohren, das gleichmäßige Dröhnen des Motors war wie Musik. Das Vibrieren der Maschine drang durch meinen ganzen Körper.

Nur eine flotte Motorradbraut fehlte mir noch. Zwanzig Minuten vor Will Mallmann kam ich bei der Burg an. Auf dem Burghof stellte ich den Motor ab, das Dröhnen erstarb.

Suko, Roxane und Gisela stürzten aus dem Quartiergebäude, kaum daß sie mich erkannt hatten.

»Jean und Bernard sind verschwunden!« riefen sie, bevor ich noch ein Wort geäußert hatte.

***

»Ich liebe Roxane. Ich will sie erobern oder sterben. Am kommenden Tag dringe ich mit Jean in die Gewölbe von Burg Felseneck vor, um den Höllenspuk ein für allemal zu vernichten. Roxane soll erkennen, daß ich durchaus neben John Sinclair bestehen kann.«

Das lasen wir in Bernard Rogets Tagebuch. Wir hatten es in seinem

Rucksack gefunden, als wir die Eigentümer der jungen Franzosen durchsuchten, um einen Hinweis zu erhalten. Wir fünf sahen uns an.

Ich hatte Englisch gesprochen, auch Suko wußte Bescheid.

»Dieser närrische kleine Kerl«, sagte Roxane. »Nie hätte ich geglaubt, daß er es so ernst meinte.«

Bernard Roget hatte vor Liebe und Eifersucht den Kopf verloren und seinen Freund Jean Arnois mit ins Verderben hineingerissen. Wir mußten ihnen helfen, hoffentlich schafften wir es noch rechtzeitig.

Von Roxane wußte ich bereits, daß die alten Gewölbe und Geheimgänge vermauert waren. Dennoch mußte es Zugänge geben. Dietrich Künzler zu befragen, hatte keinen Zweck. Von seiner Art hatten wir genügend Kostproben erhalten.

Die Taktik war rasch festgelegt. Suko hatte sich umgesehen und festgestellt daß das Vorhängeschloß der Tür zum Söller aufgebrochen war. Er hatte auch Spuren der beiden jungen Franzosen in dem Gewölberaum des Söllers gefunden.

Wir wollten ihnen folgen. Roxane und Gisela aber sollten mit dem Opel Manta des Kommissars die Burg verlassen und in Königstein unten im Hotel bleiben.

Davon mochte Roxane nichts wissen.

»Bernard und Jean haben meinetwegen ihr Leben riskiert«, sagte sie. »Ich muß bei euch bleiben und ihnen helfen.«

Jetzt wurde ich energisch. Ich erklärte Roxane, daß sie und Gisela Malthus uns keineswegs helfen konnten, sondern daß sie eine Belastung für uns waren. Daß wir den Rücken frei haben mußten und nicht noch auf die beiden Mädchen aufpassen konnten.

Roxane gab schließlich nach, aber sie war eingeschnappt, das gute Verhältnis zwischen uns gestört.

»Es ist ebenso wie bei einem Krieg oder einer bewaffneten Auseinandersetzung«, pflichtete Kommissar Mallmann mir bei. »Frauen haben in der vordersten Linie nichts verloren.«

Roxane zog einen Schmollmund.

»Ich bin eine von Felseneck. Aber wenn ihr meint, daß wir euch im Weg sind und euch nur behindern, bitte…«

Die beiden Mädchen packten rasch das Notwendigste zusammen. Es dämmerte schon, als sie in den silbergrauen Opel Manta einstiegen. Suko betrachtete sich die schwere BMW-Maschine, während Kommissar Mallmann den Mädchen den Gebrauch des ins Armaturenbrett des Opels eingebauten Funkgeräts erklärte.

»Eine von euch kann im Wagen bleiben, wenn ihr so schnell wie möglich Bescheid wissen wollt«, sagte ich. »Wir können euch umgehend über Funk verständigen.«

»Darauf lege ich Wert«, erklärte Roxane.

Das Burgtor war verschlossen. Der Kommissar und ich öffneten es,

und Roxane und Gisela fuhren hinaus. Der silbergraue Opel Manta stoppte draußen, die beiden Mädchen stiegen aus.

Während Gisela Malthus den Kommissar umarmte und küßte, drückte Roxane mir lediglich die Hand und sagte: »Viel Glück, John. Und verständigt uns auf jeden Fall sofort. Falls wir bis zwei Uhr morgens nichts hören, alarmieren wir die Polizei.«

Das würde nichts nützen. Ich empfahl ihr, sich in diesem Fall besser direkt ans Bundeskriminalamt zu wenden und nannte den Namen eines Beamten, der von den Zusammenhängen eine Ahnung hatte.

»Dieser Bernard«, sagte Roxane verträumt. »Ich habe ihn unterschätzt.«

Sie stiegen wieder ein, der Wagen startete, und wir sahen die roten Rücklichter im dunklen Wald verschwinden. Ich wünschte mir sehnlich, daß wir die beiden jungen Franzosen befreien konnten, und ich hätte nichts dagegen gehabt, wenn Roxane sich mit Bernard anfreundete.

»Roxane und Gisela sind außer Gefahr«, sagte der schlanke Kommissar mit den angegrauten Schläfen und der Römernase.

Ich war der gleichen Meinung, aber wir irrten uns. Dietrich Künzler, der Adept des Schwarzen Todes, hatte seine Vorbereitungen für diese Nacht der Entscheidung getroffen. Roxane und Gisela sollten nicht weit kommen.

Will Mallmann und ich kehrten auf die Burg zurück. Vor dem Eingang des Söllers brannte die Lampe, und einige Fenster des Wirtschaftsgebäudes waren erleuchtet. Dietrich Künzler und seine Höllenbrut belauerten uns.

Ein scharfer Wind wehte und trieb die Wolkenfetzen vor sich her. Es war kalt, und ich spürte die unheimliche, bedrohliche Atmosphäre auf Burg Felseneck deutlich.

Suko wartete vor dem Quartiergebäude. Mit einer Stablampe, meinem Silberkreuz und zwei weiteren Kreuzen, zwei mit Silberpatronen geladenen Pistolen, dem silbernen Dolch, Weihwasserphiolen, einer Gnostischen Gemme und magischer Kreide bestückt, gingen wir zum Söller.

Die Tür zum Torturm knarrte in den Angeln. Von dem Adepten und seinen Gehilfen war nichts zu sehen. Im Schein der Stablampe erblickten wir Fußspuren auf dem staubigen Boden des Söllergewölbes, als wir hinabgestiegen waren.

Ich leuchtete. Da war die Stelle, wo Bernard Roget niedergekniet war, um seine Messerklinge in die Mauerritze zu zwängen. Ich bat Suko um den Silberdolch, beugte mich nieder und untersuchte die Mauerfugen mit der Klinge.

Bald fand ich den Spalt. Ich drückte gegen einen Widerstand, und mit einem dumpfen Rumpeln schwang ein Teil des Mauerwerks zur Seite.

Der finstere Geheimgang lag vor uns.

Schwefliger, modriger Gestank drang heraus. Ich untersuchte die Geheimtür und stellte rasch fest, daß dieser Mechanismus nicht von Menschen gebaut worden sein konnte. Schwarze Magie hatte ihn geschaffen.

Hier mußten wir höllisch auf der Hut sein. Wir drangen in den Gang ein. Die Spuren der beiden Studenten waren gut zu erkennen. Aber wir entdeckten auch noch Spuren von Skelettfüßen sowie von mit Klauen versehenen Pfoten.

Die Luft war dumpf und schlecht. Hintereinander bewegten wir uns durch den Gang, bis wir an die erste Abzweigung gelangten. Ich hatte die Spitze übernommen. Feuchte, stinkende Luft wehte von der Abzweigung her.

»Dort muß der Brunnen liegen«, sagte ich. »Wir sehen ihn uns an.«

Der Gang wurde noch etwas niedriger und schmaler. Der finstere Brunnenschacht gähnte. Über der Brunnenöffnung sah ich ein schwaches, grünliches Licht, als ich emporschaute. Der Spuk hatte wieder begonnen, sehr früh diesmal.

Steigeisen an der Wand des Brunnenschachtes führten nach unten. Die Stablampe konnte den Grund des Burgbrunnens nicht erhellen. Ein massives Stahlseil hing in den Brunnen hinab, ein Eimer war daran befestigt.

Von unten her hörte ich ein Glucksen und dann ein höhnisches Kichern.

»Jean!« rief ich. »Bernard!«

Es war immerhin möglich, daß meine Stimme die beiden über den Brunnenschacht irgendwie erreichte. Doch die einzige Antwort, die ich erhielt, waren ein tiefes Brummen. Dann ein Ächzen und Seufzen. Sekundenlang phosphoreszierte es unten auf dem Grund des Brunnenschachtes. Ich rief noch einmal, und meine Stimme schallte verzerrt in den Brunnen.

Wieder erklang das höhnische Kichern. Hier konnte ich keinen Erfolg verbuchen. Wir mußten weitersuchen. Wir kehrten auf den Hauptgang zurück und untersuchten jede Abzweigung. Eine endete blind. Durch die nächste gelangten wir zu zwei Kavernen in dem nackten Fels.

Jeweils drei Stufen führten zu den Kavernen hinab. In der ersten Kaverne standen sechs Särge, mit schwarzem Samt ausgeschlagen, in der zweiten drei. Die Deckel lagen neben den Särgen. Hier hausten Vampire. Womit hatten wir noch alles zu rechnen?

Ich brach eine Weihwasserphiole auf und sprengte ein paar Tropfen in jeden Sarg, um die Vampirbrut zu ärgern. Dann kehrten wir um, denn das Ende jenes Ganges war niedergebrochen.

Die nächste Abzweigung führte uns vom Zentrum der Burg weg. Dieser Gang mußte außerhalb der Burg enden, draußen im Wald

vermutlich. Sicher gab es noch zwei oder drei dieser Schlupflöcher.
Wir wollten gerade umkehren, als ein lautes Heulen ertönte. Eine behaarte Gestalt raste auf mich zu. Sie hinkte etwas, der rechte Vorderlauf war verwundet.
Der Werwolf sprang. Ich rammte ihn mit der Schulter, packte ihn und schmetterte ihn mit einem Judowurf auf den Boden. Bevor er sich wieder aufraffen konnte, krachte meine Beretta.
Die Schüsse donnerten ohrenbetäubend in dem engen Gang. Der Werwolf heulte noch einmal auf, dann verendete er. Ich hatte ihn tödlich getroffen. Ich hob die Stablampe auf und knipste sie an.
Vor unseren Augen verwandelte sich der tote Werwolf. Er wurde zu einem der beiden Burgarbeiter. Seine dunkle Kleidung war an der Brust blutgetränkt, sein rechter Arm verbunden.
Der Mann war tot, aber er war kein Mensch mehr gewesen, sondern eine dämonische Kreatur. Ihn hätte nichts mehr aus den Klauen des Bösen befreien können.
»Gott sei seiner Seele gnädig«, murmelte Will Mallmann. »Hoffentlich gibt es noch eine Rettung für sie.«
Die Zeit drängte. Wir mußten weiter. Sorge und Unruhe trieben uns voran. Wir wollten Jean und Bernard retten, und wir hofften, daß wir noch zur rechten Zeit kommen würden.

***

Dreieinhalb Stunden waren vergangen, seit wir in die unterirdischen Gänge und Gewölbe eingedrungen waren. Die modrige, stinkende Luft verursachte mir Kopfschmerzen. Unsere Kleider waren staubig, Spinnweben hingen daran. Manchmal stiegen die Gänge an, dann senkten sie sich wieder.
Es gab Mauerschwamm an den Wänden, Phosphate und Kristalle. Ab und zu sahen wir an Abzweigungen glühende Augen, einmal huschte eine Schattengestalt vor uns um die Ecke. Doch die Monster wichen uns aus.
So viele Gänge konnten die Herren von Felseneck ursprünglich nicht in den Fels geschlagen haben, auf dem ihre Burg stand. Der Schwarze Tod hatte nachgeholfen. Schon sank uns der Mut, ob wir die beiden jungen Franzosen überhaupt je in diesem unterirdischen Labyrinth entdecken würden.
Oder wenigstens eine Spur von ihnen Wir riefen von Zeit zu Zeit, denn entdeckt waren wir ohnehin schon.
»Jean! Bernard! Bernard! Jean! Antwortet!«
Unheimlich, dumpf und verzerrt klangen unsere Stimmen durch das Labyrinth. Da hörten wir eine Antwort. Die beiden jungen Franzosen riefen. Zuerst konnten wir nicht genau erkennen, woher die Stimmen erschollen.

Wir nahmen eine falsche Abzweigung. Hier waren wir schon einmal gewesen, ich hatte an der Wand mit farbiger Kreide eine Markierung angebracht. Dann fanden wir den richtigen Gang.

»Hallo! Hier sind wir!« riefen Jean und Bernard uns entgegen.

Der Gang war ziemlich breit und fast zwei Meter hoch. Zu beiden Seiten lagen Zellentüren. Rostige eiserne Fackelhalter hingen an der Wand. Der mit Staub und Moder bedeckte Boden zeigte Fußspuren.

Ein unerklärliches Gefühl warnte mich weiterzulaufen. Ich stoppte jäh, und Suko prallte gegen mich. Will Mallmann aber stürmte an mir vorbei. Sein Angstschrei gellte, als plötzlich der Boden unter ihm nachgab. Will Mallmann stürzte in ein schwarzes Loch.

Schon war er verschwunden. Ein Schwall eiskalter, stinkender Luft schlug Suko und mir entgegen und ließ uns husten. Dämonisches Geheule und Schreie wie von verdammten Seelen klangen aus der viereckigen Öffnung, die den ganzen Gang einnahm und gut vier Meter lang war.

Eine schaurige Melodie erklang, und phosphoreszierende Nebel wehten über der Grube. Für einen Augenblick erschien das Feuerzeichen mit den kabbalistischen Symbolen. Es verschwand gleich wieder.

Jean und Bernard steckten in einer Zelle hinter der magischen Falle. Sie spähten abwechselnd durch eine vergitterte Luke. Ein düsterer Schein drang aus der Grube, meine Stablampe gab nicht mehr das einzige Licht.

»John! Suko!« tönte es ziemlich kläglich von unten. »Rettet mich, sonst stürze ich ins Verderben.«

Ich beugte mich über den Rand der Grube. Will Mallmann hing zweieinhalb Meter tiefer an einem Vorsprung. Unter ihm war eine Geisterlandschaft zu sehen. Graue und schwarze Felsen und abgestorbene Bäume, wie es sie auf der Erde nicht gab. Zwischen phosphoreszierenden Nebelschwaden wimmelten nicht genau erkenntliche Monster.

Ihr Geschrei gellte wie durch eine dicke Wand zu uns her. Die magische Falle führte ins Jenseits, in eine andere Dimension. Der Schwarze Tod hatte uns in den unterirdischen Gängen umherirren lassen, vielleicht sogar dabei nachgeholfen.

Und jetzt wollte er uns direkt ins Reich des anderen großen Dämons schicken, des Spuks. Aber das war ihm nicht gelungen. Suko und ich berieten. Ich ermahnte Bernard und Jean zur Ruhe und redete Kommissar Mallmann zu, damit er die Nerven behielt.

Es war nicht ganz einfach, Will Mallmann da herauszuholen. Wenn ich meine Jacke auszog und hinunterließ, reichte es nicht ganz. Außerdem traute ich der Festigkeit des Materials nicht.

Suko hatte schließlich die Idee. Ich zog die Jacke aus und nahm alles

aus den Hosentaschen, was herausfallen konnte. Dann schob ich mich über die Kante der magischen Falle, und Suko packte mich an den Fußgelenken.

Er ließ mich langsam hinab. Ich streckte Will Mallmann die Hände entgegen. Unter uns, im Reich des Spuks, heulten die Horrormonster, sprangen umher und gestikulierten. Die dämonische Weise schwoll an.

Mein chinesischer Freund hatte Bärenkräfte. Er mußte sich an den Rand der Fallgrube legen und mich ganz hinablassen. Dann konnte Will Mallmann meine Hände packen. Wenn jetzt eins der Monster von Burg Felseneck erschien und Suko über die Kante warf, waren wir alle verloren.

Alles hing im wahrsten Sinn des Wortes an Suko. Jean und Bernard betrachteten die Szene in atemloser Spannung. Will Mallmann hing freischwebend an meinen Händen.

»Zieh uns hinauf, Suko!« rief ich.

Sukos Muskeln und Sehnen traten wie Taue hervor. Der bärenstarke Chinese schob sich Zoll um Zoll zurück. Es gelang ihm, sich aufzuknien. Sein Atem rasselte, in seiner Brust stach es, und rote Kreise tanzten vor seinen Augen.

Aber er gab nicht auf. Er erhob sich, und er zog und zerrte uns empor. Will Mallmann wog vielleicht 150 Pfund, doch mir schien es, als wären es drei Zentner. Er klammerte sich mit aller Kraft fest.

Dann rutschte nach den Beinen und dem Unterleib mein Oberkörper über die Kante. Ich konnte Suko helfen, wir rissen Will Mallmann aus der magischen Fallgrube. Die Monster im Jenseits heulten enttäuscht.

Suko sank keuchend nieder. Wir waren alle schmutzig und zerschrammt und atmeten schwer.

»Das werde ich euch nie vergessen, Freunde«, sagte Will Mallmann tief bewegt. »Ich sah mich schon da unten…«

Er erschauerte. Jetzt nahm ich mein silbernes Kreuz. Ich hielt es über die magische Falle, ein helles Licht erstrahlte. Das Geheule, die unheimlichen Laute und die schaurige Melodie verstummten. Die Fallgrube schloß sich.

Ich klopfte Staub und Schmutz von mir ab und zog die Jacke wieder an. Ich wartete noch eine Weile. Dann überprüfte ich den Boden vorsichtig Fuß um Fuß. Aber die Dimensions-Falle des Schwarzen Todes war beseitigt. Wir konnten weitergehen.

Die Zellentür, hinter der Jean Arnois und Bernard Roget saßen, war verschlossen. Aber ich fand in der Folterkammer nebenan den Bund mit dem Schlüssel.

Die Foltergeräte waren verstaubt und verrostet. In den Zellen nebenan waren unglückliche Delinquenten gefangengehalten worden.

Reiche Kaufleute, denen die Herren von Felseneck ein hohes Lösegeld abpressen wollten. Oder Leute, die ihren Zorn erregt hatten.

Ich sperrte die Zellentür auf, und Jean und Bernard eilten heraus. Sie waren schreckensblaß, aber unverletzt. Nur ein paar Schrammen und Beulen hatten sie. Ich stauchte die beiden zusammen.

»Was glaubt ihr eigentlich, was das hier ist?« fragte ich sie. »Ein Studentenulk? Was fällt euch ein, auf eigene Faust loszuziehen?«

»Ich wollte vor Roxane als Held dastehen«, erwiderte Bernard geknickt. »Und Jean begleitete mich aus Freundschaft.«

»Schöne Helden seid ihr! So etwas wagt nur nicht noch einmal.«

Eine neue Schreckensbotschaft erwartete uns. Dietrich Künzler hatte vor einer Dreiviertelstunde nach den beiden Gefangenen gesehen und ihnen erklärt, daß er Roxane von Felseneck und Gisela Malthus in der Schloßkapelle dem Satan opfern wollte.

Bei einer Schwarzen Messe vor Mitternacht. Kommissar Mallmann, Suko und ich sollten in einer besonderen Falle sterben. Und Jean Arnois und Bernard Roget wollte der Adept später in den Burgbrunnen werfen.

Uns blieb keine Zeit, nach den ausgestandenen Schrecken und Aufregungen zu verschnaufen. Wir mußten schleunigst zu der Kapelle. Künzler hatte keinen Grund, seine Gefangenen zu belügen.

Er hatte Roxane und Gisela in seine Gewalt gebracht. Wir mußten schleunigst den Gang zur Burgkapelle finden.

***

Wir hatten Glück und entdeckten den richtigen Weg sofort. Unheimlicher Gesang scholl durch dicke Mauern in den unterirdischen Gang. Dämonische Laute und ein blasphemischer Chor mischten sich hinein. Kälte und übler Geruch schlugen uns entgegen.

Die Dämonenorgel gellte ihre Satansmelodie. Heulen, Wimmern, Stöhnen, ekstatisches Kreischen und dumpfer Gesang erklangen.

Wir standen vor einer Mauer. Das Licht der Taschenlampe fiel auf einen Zapfen. Ich packte und drehte ihn, knarrend drehte sich ein Wandstück und gab uns den Blick in die Satanskapelle frei. Der Lärm wurde um ein Vielfaches lauter und schriller und marterte unsere Trommelfelle.

Ich sah die gleiche Szene wie in der vergangenen Nacht. Aber diesmal war es kein Trugbild. Die zwei Feuerbecken loderten. Im entweihten Tabernakel hing die gemordete Fledermaus auf der Gabel.

Etwa anderthalb Dutzend Horrorgestalten drehten sich im Satansreigen. Vampire, Ghouls, Werwölfe, Wiedergänger und Schatten. Die Hölle hatte ihre schlimmste Brut ausgespien.

Der fette Künzler stand auf den mit schwarzem Samt belegten Altarstufen, nackt bis zum Gürtel, den Helm mit den Teufelshörnern auf dem Kopf. Seine Pupillen leuchteten. Er reckte das Dolchmesser empor.

Zu seinen Füßen lagen die rothaarige Roxane und die schwarzlockige Gisela, nur noch mit dem Slip bekleidet und an Holzgestelle gefesselt. Ihre Arme und Beine waren gespreizt.

»John!« schrie Roxane von Felseneck verzweifelt.

»Das Messer weg, Adept!« donnerte ich und trat aus der Geheimtür.

Suko und Kommissar Mallmann kamen hervor. Jean Arnois und Bernard Roget folgten. Die Dämonenorgel verstummte. Der Höllenreigen stoppte. Die dämonischen Kreaturen starrten uns an.

Dietrich Künzlers Gesicht verzerrte sich zu einer Grimasse des Hasses. Dann lachte er tückisch und warf das Messer auf die Steinfliesen.

Meine Beretta zielte auf den Adepten des Schwarzen Todes. Die Stablampe hatte ich fallenlassen, und mit der Linken hielt ich das silberne Kreuz empor. Es glänzte und funkelte.

»Aber nicht doch, John Sinclair«, sagte Künzler schleimig. »Sie sehen, ich habe keine Waffe!«

Er zeigte mir die leeren Handflächen. In der rechten Hand strahlte ein verkleinertes Abbild der Flammenscheibe mit den magischen Symbolen. Plötzlich blitzte die Feuerscheibe so grell auf wie eine Magnesiumbombe.

Ich konnte einen Aufschrei nicht unterdrücken. Das grelle Licht strahlte sogar durch meine Augenlider, die ich sofort schloß. Es gleißte auf der Netzhaut, meine Augen schmerzten.

Wir waren alle sekundenlang geblendet. Die dämonischen Kreaturen heulten auf. Dietrich Künzler lachte hämisch.

»Los, packt sie! Zerreißt sie! Im Namen des Schwarzen Todes und Asmodis, des Fürsten der Hölle! Zerfetzt sie, legt ihre Herzen auf Asmodis Altar!«

Die Horrorgeschöpfe stürzten sich auf uns. Aber wir waren nicht so leicht zu erledigen, zumal unsere Kreuze der Höllenhorde zusetzten und sie ihre Kräfte nicht voll entfalten ließen.

Der folgende Kampf war hart. Das Geschrei und Geheule der Vampire, Ghouls, Werwölfe, Wiedergänger und Schatten gellte fürchterlich. Unsere Schüsse krachten, wir riefen Beschwörungen. Mit geweihten Silberkugeln, dem Silberdolch, mit Kreuzen und Weihwasser kämpften wir die Höllenbrut nieder.

Fünf Monster blieben auf der Strecke. Keiner von den Unholden war unverletzt. Die Überlebenden flüchteten durch den Geheimgang, den wir freigegeben hatten.

Oder sie verschwanden in einem schwarzen Loch, das während des Kampfes vor dem Altar aufgebrochen war. Das Geschrei und Geheule verklang. Gisela Malthus konnten wir befreien. Aber Roxane packte sich Dietrich Künzler, als er sah, daß er auf der Verliererstraße war.

Er schnitt das Mädchen los, preßte es mit seinen gewaltigen Kräften

an sich und setzte ihr das Dolchmesser an die Kehle. Er schleppte die schreiende Roxane aus der Kapelle. Als der letzte noch lebende Unhold entwichen war, befand sich der Adept mit seiner Geisel schon im Burghof.

Wir eilten hinaus. Auch wir waren von dem harten Kampf gezeichnet. Unsere Kleider waren zerfetzt, wir bluteten aus verschiedenen Wunden. Aber keine war besonders ernsthafter Natur oder solcher Art, daß mein silbernes Kreuz die dämonische Infektion nicht stoppen konnte.

Künzler zog sich mit seiner Geisel zum Burgbrunnen hin zurück, über dem ein düsterer Schein glühte. Über dem Söller strahlte die Flammenscheibe, aber matter als sonst. Wir hatten die dämonischen Kräfte von Burg Felseneck angeschlagen.

Der düstere Schein umlohte die Burg. Es war kalt, Pech- und Schwefelgeruch und Grabeshauch hing in der Luft. Im Burgbrunnen blubberte und rumorte es, und Seufzer, Stöhnen, Gewispere und andere unheimliche Laute erklangen aus dem Boden und aus der Luft.

Eine Wolke verbarg den Mond. Künzler stand mit seiner Geisel allein, keine seiner Horrorkreaturen war bei ihm geblieben. Seinen gehörnten Helm hatte Künzler verloren. Wir kreisten ihn ein. Er stand mit dem Rücken zum Burgbrunnen. Der Griff der Kurbelwinde stieß gegen seinen Rücken.

Gisela Malthus wartete hinter uns. Roxanes Augen waren vor Schrecken geweitet, sie gab keinen Laut von sich.

»Ha, John Sinclair!« rief Dietrich Künzler. »Mich wirst du nicht fassen! Ich stürze mich in den Burgbrunnen, und Roxane…«

Er trat zur Seite, das rothaarige Mädchen wollte er mit sich reißen. Wir sahen alle wieder tadellos. Der Blendeffekt der Flammenscheibe in Künzlers Handfläche funktionierte anscheinend nur einmal oder erst nach längerer Zeit wieder.

Ich hielt das Silberkreuz in der Linken und die Beretta in der Rechten. Mein Schuß krachte, als der Adept sich über die Brunnenumrandung werfen wollte.

Die Silberkugel traf ihn in die Seite, er brüllte auf.

Bernard Roget stürzte vor, ungeachtet des Dolchmessers. Die lange Klinge verwundete den kleinen Franzosen, doch er riß dem vom Hauch des Schwarzen Todes infizierten Burgverwalter das Mädchen aus den Händen.

Bernard Roget brachte Roxane in Sicherheit, die sich an ihn klammerte. Der Adept brüllte und fluchte. Ich wollte ihn mit weiteren Silberkugeln vernichten.

Aber Suko schrie: »Laß mich, John!«

Er sprang vor, sein Fußtritt fegte dem wankenden Künzler das Dolchmesser aus der Faust. Dann packte Suko den fetten Adepten

hinten am Bund seines kurzen Lendenschurzes und am Genick und stemmte ihn über den Kopf empor.

Künzler heulte zu der immer matter werdenden Flammenscheibe hinauf. Auch das fahle Leuchten, der üble Geruch und die unheimlichen Geräusche ließen nach.

»Du willst zu deinem Herrn und Meister?« schrie Suko, der aus einigen Wunden blutete. »Nun gut, geh zu ihm!«

Suko sprach Englisch. Er hatte Künzlers Absicht erkannt, was nicht schwer war. Der Adept brüllte, und Suko warf ihn in den Burgbrunnen. Künzlers Geschrei gellte aus dem Schacht und wurde immer leiser.

Dann folgte ein lautes Platschen, und das Gebrüll brach jäh ab. Suko aber kurbelte an der Winde. Zwei, drei Minuten verstrichen, dann hatte er einen Zinkeimer oben. Quer über dem breiten Eimer lag ein Skelett. Mehr war von dem Adepten des Schwarzen Todes nicht mehr übrig.

Dietrich Künzler hatte es nicht geschafft, in einen hohen dämonischen Rang aufzusteigen. Für Asmodis war er ein Versager.

***

Die Flammenscheibe war erloschen. Schweigend und finster lag die Burg. Doch in den Tiefen der Erde, im Burgbrunnen, rumorte und grollte es, ähnlich wie bei einem Vulkan kurz vor dem Ausbruch.

»Wir verlassen die Burg lieber schnellstens«, sagte ich zu meinen Gefährten. »Hier passiert bestimmt noch etwas.«

Sie waren nur zu gern bereit. Kommissar Mallmann wollte Roxane von Felseneck, Gisela Malthus und Bernard Roget, der eine tiefe Schulterwunde hatte, in seinem Opel Manta mitnehmen. Der Schlüssel steckte. Jean Arnois und ich würden zu Suko auf den Sozius der schweren BMW steigen.

Das war zwar unbequem und gegen die Vorschrift, aber in diesem Fall wohl entschuldbar. Suko und ich trugen Bernard, der nicht mehr allein gehen konnte, zum Opel des Kommissars. Roxane hielt seine Hand.

»Bernard, mein Held«, seufzte sie.

Ich gönnte dem kleinen Franzosen die Freude, er war ein wackerer Kerl. In der Kapelle hatte er sich tapfer geschlagen und einen Ghoul mit Kreuz und Weihwasser zur Hölle geschickt.

Roxane informierte uns rasch, wie sie und Gisela in die Hand Dietrich Künzlers und seiner Horrorschar gefallen waren. Sie hatten Königstein erreicht und ein Hotelzimmer mieten wollen. Aber als sie vor dem Hotel hielten, traf ein Funkspruch ein.

Kommissar Mallmanns Stimme sagte, Jean und Bernard seien wieder aufgetaucht. Roxane und Gisela sollten sofort zur Burg kommen. Das

war ein magischer Trick des Schwarzen Todes, mit dem ich eigentlich hätte rechnen müssen.

Roxane und Gisela hatten den Funkspruch bestätigt. Sie waren prompt darauf hereingefallen, hatten umgedreht und waren zur Burg zurückgekehrt. Als sie ausstiegen, stürzten der Adept und seine dämonische Horde aus dem Hinterhalt, überwältigten die Mädchen und verschleppten sie in die Kapelle.

Dort begann nach einigen Vorbereitungen die Schwarze Messe, deren Höhepunkt das Opfer Giselas und Roxanes sein sollte.

Die Mädchen froren jämmerlich, denn sie trugen noch immer nichts am Leib als die hauchdünnen Slips.

Mit unseren zerfetzten Jacken war nicht mehr viel anzufangen. Deshalb zog Will Mallmann die Lammfelle von seinen Autositzen, damit sich Roxane und Gisela darin einhüllen konnten.

»Bitte, meine Damen«, sagte der Kommissar, ganz gentlemanlike.

Die Mädchen dankten. Für uns war es die höchste Zeit, die Burg Felseneck zu verlassen, denn unten im Burgbrunnen rumorte es immer schlimmer. Schwarzer Rauch stieg aus dem Burgbrunnen empor, vor dem noch das Skelett des Adepten neben dem Eimer lag, und ballte sich mehr und mehr zusammen.

Bernard Roget legten wir auf den Rücksitz des Opel Manta. Auch Roxane stieg hinten ein, sie bettete Bernards Kopf in ihrem Schoß. Will Mallmann und Gislea Malthus setzten sich vorn in den Wagen.

Die Türen schlugen zu. Der kleine Franzose preßte sein Taschentuch auf die Schulterwunde und lächelte selig. Suko startete die BMW, deren Schlüssel er einstecken hatte, und fuhr zum Burgtor.

Er öffnete es, Jean und ich eilten hinzu. Kommissar Mallmann fuhr mit seinem silbergrauen Opel los. Die finstere Wolke wurde immer größer. Es zischte bedrohlich darin. Erdstöße ließen den Boden erzittern.

Suko hatte das Tor offen und stieg auf die BMW. Jean und ich kletterte auf den Sozius, und wir fuhren zu dritt auf dem schweren Motorrad hinter dem Opel des Kommissars her. Den Weg hinunter und zum Wald. Als wir zurückblickten, war der Halbmond hinter den Wolken hervorgetreten.

Eine riesige schwarze Wolke hüllte Burg Felseneck völlig ein. Der Hauch des Schwarzen Todes. Ich hätte nicht darin stecken mögen, denn Pest oder Wahnsinn konnten die Folge sein.

Wir legten die anderthalb Kilometer zur Hauptstraße rasch zurück und bogen auf dieselbe ein. Da geschah es. Ich erkannte ein Schemen am Wegrand, den grünliches Leuchten umlohte. Er raste abrupt aus dem Stand auf die Straße, und Kommissar Mallmann beschleunigte rasch.

Suko stoppte, während der Kommissar davonraste.

»Was macht denn der Mallmann jetzt?« fragte Suko verständnislos.

»Er ist zum Geisterfahrer geworden«, sagte ich. »Der Schwarze Tod will sich für die Schlappe auf Burg Felseneck rächen. Er hat Will Mallmann und seine Mitfahrer in seinen Bann geschlagen. Rasch, Suko, wir müssen sie verfolgen!«

Jean Arnois mußte zu Fuß nach Königstein laufen. Es war keine Zeit zu verlieren. Erst einmal informiert, handelte Suko rasch und entschlossen, wie es seine Art war. Er drehte voll auf und raste wie ein Rennfahrer hinter Mallmanns silbergrauem Opel her.

Ich klammerte mich an Suko fest. Eiskalter Fahrtwind peitschte uns.

Suko bewies wieder einmal, daß er ein erstklassiger Motorradfahrer war. Er holte rasch auf.

Doch überholen konnten wir Mallmann nicht. Der Kommissar brauste mit über hundert Sachen durchs nächtliche Königstein. Er überfuhr rote Ampeln. Doch noch fuhr er auf der richtigen Seite.

Ich glaubte, das dämonische Kichern des Schwarzen Todes in meinen Ohren zu hören. Suko schaltete während der Fahrt das Funkgerät ein, und er brüllte immer wieder Warnungen über den Polizeifunk hinaus.

An einer Kreuzung mußte Suko scharf bremsen, sonst wären wir mit einem von rechts kommenden Auto kollidiert.

Der Geisterfahrer gewann wieder einen Vorsprung. Er raste in Richtung Autobahn.

»Gib Gas, Suko!« brüllte ich.

Mallmann fuhr hundert Meter vor uns. Da war schon die Ausfahrt der Autobahn. Mit kreischenden Reifen riß Will Mallmann den schlingernden Opel Manta über die Straße und in die Ausfahrt hinein.

Mich wunderte es, daß der Opel nicht ins Gelände flog, aber das war dem Einfluß des Schwarzen Todes zu verdanken.

Ein Lastwagen und ein Pkw fuhren die Ausfahrt entlang. Der von grünlichem Licht umlohte Schemen raste im Slalom an den Fahrzeugen vorbei, zwei, drei Meter hinter ihm folgte Will Mallmann. Und dann kamen Suko und ich.

Scheinwerfer blinkten auf und Hupen gellten, als wir die Autobahn erreichten. Will Mallmann beschleunigte noch mehr und fuhr auf der falschen Fahrbahn in Richtung Köln, Und wieder sendete der HR 3 seine Warnung in den Äther hinaus.

»Achtung, Achtung! Geisterfahrer unterwegs…«

Wir hörten die Durchsage nicht, wir hätten sie auch nicht beachten können. Mehrmals entgingen wir um Haaresbreite einem Unfall.

Blinkzeichen und ein Hupkonzert begleiteten uns auf der Autobahn. Will Mallmann fuhr jetzt knapp hundertachtzig. Der Kommissar, Gisela Malthus, Roxane von Felseneck und Bernard Roget standen im Banne des Dämons.

Suko holte auf. Dann fuhren wir neben dem silbergrauen Opel;

Manta. Ich hob mein silbernes Kreuz empor, jetzt konnten Suko und ich den Geisterwagen deutlich sehen. Ein rotes Fahrzeug mit einer schwarzgekleideten Gestalt hinterm Steuer. An der hinteren Stoßstange hing statt des Nummernschildes ein Totenschädel.

Der Kopf des Dämons am Steuer drehte sich nach hinten. Ein schwarzer Totenschädel mit leuchtenden Augen starrte uns an. Es war der Schwarze Tod. Eine teuflische Freude stand in seinem Gesicht.

Suko zog die Maschine hinüber. Ich klopfte mit dem silbernen Kreuz ans Seitenfenster, direkt neben Will Mallmanns Kopf.

Will Mallmann fuhr wie ein Automat. Der Fahrtwind riß mich bei meinem Manöver fast von der Maschine. Will Mallmann und Gisela Malthus waren noch gebannt.

Aber Roxane von Felseneck und Bernard Roget nicht mehr. Sie gestikulierten, Bernard hatte sich aufgesetzt.

Ich hieb Suko auf die Schulter und deutete nach vorn. Der Chinese nickte, gab Gas, und wir schossen neben den Geisterwagen. Der Schwarze Tod starrte uns an.

Wir fuhren direkt neben ihm her. Das geweihte Kreuz strahlte, Lichtspeere schossen davon weg. Die Strahlenbündel kollidierten, die Kräfte des Guten standen gegen die geballte Macht des Bösen.

Ich hieb mit dem silbernen Kreuz gegen den Geisterwagen und rief eine Beschwörung, die mir der Fahrtwind von den Lippen riß. Und lautlos, von einem Moment zum anderen, verschwand der Geisterwagen.

Kurz vor der Ausfahrt Idstein brachte Suko die schwere BMW zum Stehen. Will Mallmann hielt knapp hinter uns und war so blaß wie ein Leichnam. Er zitterte am ganzen Leib.

Polizeisirenen gellten, und Blaulichter funkelten. Aber die heranfahrende Polizei brauchte nichts mehr zu unternehmen. Für Sekunden entstand neben der Autobahn die riesige Gestalt des Schwarzen Todes.

Ohne Sense diesmal. Die hohle Stimme des Dämons grollte.

»Diesmal hast du gesiegt, John Sinclair! Aber es ist noch nicht die letzte Runde!«

Damit verschwand der Schwarze Tod, mein furchtbarer Gegenspieler. Wir stiegen vom Motorrad, Kommissar Mallmann wankte aus dem Wagen. Auch Roxane von Felseneck, Gisela Malthus und der verletzte Bernard Roget stiegen aus.

Wir fielen uns alle in die Arme. Aus dem Autoradio des Opel Manta erklang die Durchsage des Verkehrsfunks. »Der Geisterfahrer auf der A 3 hat die Autobahn verlassen.«

***

Damit war der Geisterfahrer-Spuk im Taunus beendet. Die schwarze

Wolke über der Burg Felseneck hatte sich nach einiger Zeit verflüchtigt. Von den Monstern fehlte jede Spur. Der Schwarze Tod hatte sie zu sich geholt.

Die unterirdischen Gänge und Gewölbe der Burg waren zum großen Teil eingestürzt, die magischen Zugänge existierten nicht mehr. Auch der Burgbrunnen war eingebrochen.

Der Beamte vom Amt für Bau- und Denkmalspflege wurde drei Tage später aufgegriffen, als er in den Wäldern des Taunus umherirrte.

Er erinnerte sich nur, vor vierzehn Tagen auf Burg Felseneck eingetroffen zu sein. Danach fehlte ihm jede Erinnerung, bis man ihn gefunden hatte. Er hatte keinen bleibenden Schaden davongetragen.

Unsere leichten Verletzungen kurierten wir rasch aus. Roxane von Felseneck und der kleine Bernard Roget verlobten sich.

Mit mir hatte Bernard sich ausgesöhnt.

Bei der Verlobungsfeier in einem Königsteiner Hotel, nach dem sechsten Glas Sekt, hieb er mir kräftig auf die Schulter.

»John Sinclair, in zwei Jahren beende ich mein Studium. Wenn Sie mal einen guten Zahnarzt brauchen, kommen Sie zu mir. Dafür, daß Sie uns gerettet haben, vergolde ich Ihnen alle Zähne umsonst.«

»Schlag das lieber Suko vor, Bernard«, lachte ich. »Ihm würde ein Mund voller goldener Zähne weit besser stehen als mir.«

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 6 »Schach mit dem Dämon«

[2]Siehe John Sinclair Nr. 19 »Das Horror-Taxi von New York«